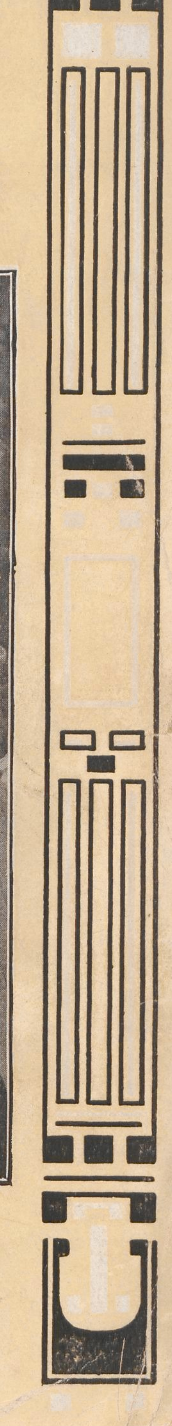


Preis 1 Mark

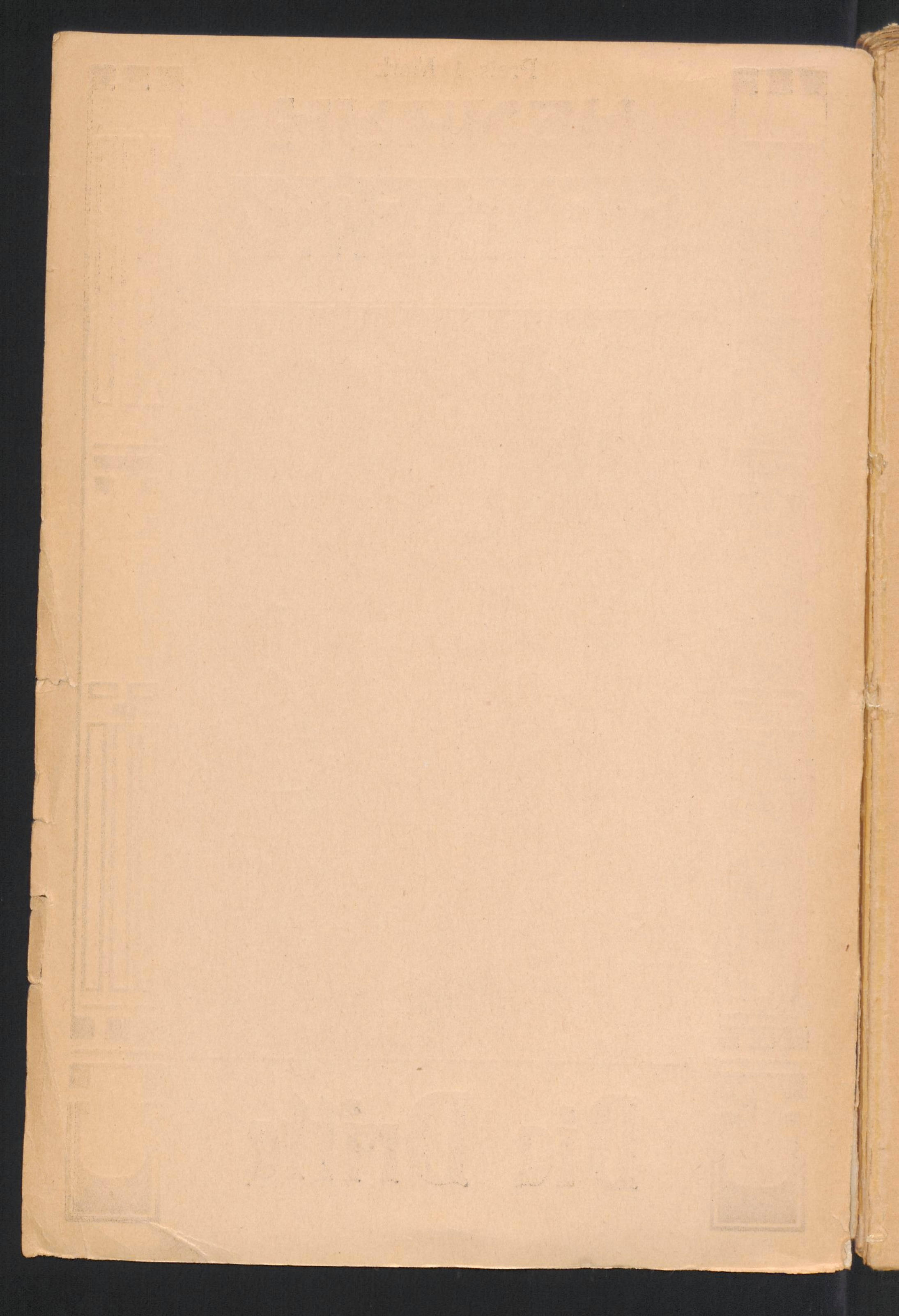
# HENRYK SIENKIEWICZ







# Die Dritte



# Die Dritte

von

## Henryk Sienkiewicz

Deutsch von Stefania Goldenring

Berlin W 35
Schreitersche Verlagsbuchhandlung

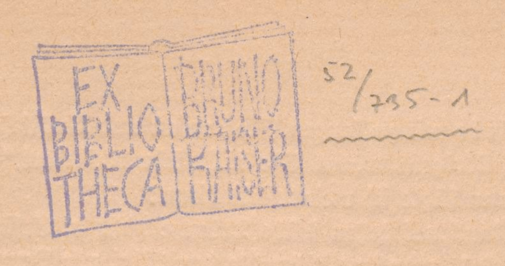
Lö...

## Inhalt










## Die Dritte.

### I.

Das Atelier, in welchem Swiatetzki und ich wohnten und arbeiteten, war nicht bezahlt, erstens deshalb, weil wir beide zusammen etwa über 5 Rubel verfügten, und zweitens, weil wir einen aufrichtigen Widerwillen gegen das Bezahlen der Miete fühlten. Wir Maler werden Verschwender genannt, ich bin aber der erste, der das Geld lieber vertrinkt, anstatt es an den Hauswirt zu vergeuden. Was unseren Wirt betrifft, so war er kein schlechter Mensch, und außerdem wußten wir uns mit ihm zu helfen.

Wenn er des morgens heraufkam, uns zu mahnen, richtete sich Swiatetzki, der auf einem Strohsack auf dem Boden schlief und sich mit einer türkischen Gardine zudeckte, die wir als Hintergrund für Porträts benutzten, auf seinem Lager halb auf und sprach im Grabestone:

„Es ist gut, daß ich Sie sehe, denn mir träumte, Sie wären gestorben.“ Der Wirt, der abergläubisch war und sich offenbar vor dem Tode fürchtete, wurde außergewöhnlich verlegen. Swiatetzki legte sich auf den Rücken, streckte die Beine aus, faltete die Hände auf der Brust und fuhr fort:

„So habe ich Sie gesehen, ganz genau; Sie hatten weiße

Handschuhe mit zu langen Fingern an und Lackstiefel an den Füßen, übrigens waren Sie nicht sehr verändert."

Dann fügte ich meinerseits hinzu:

„Manchmal gehen solche Träume nicht in Erfüllung."

Dieses „manchmal" brachte den Wirt zur Verzweiflung. Es endete damit, daß er in Zorn geriet, die Tür zuschlug, und wir hörten, wie er auf der Treppe immer vier Stufen auf einmal nahm und dabei fluchte, was Zeug hielt. Die gute Seele wollte uns jedoch nicht den Gerichtsvollzieher auf den Hals schicken.

Allerdings war nicht viel bei uns zu holen; der Wirt hatte sich jedenfalls überlegt, daß dieses Atelier und die daranstoßende Küche von anderen Malern bezogen werden könnte, und es würde sich wieder dasselbe abspielen, oder es könnte womöglich noch schlimmer werden.

Die Klinge dieses Mittels stumpfte jedoch mit der Zeit ab. Der Wirt gewöhnte sich an den Todesgedanken. Swiatetzki hatte gerade die Absicht, drei neue Bilder in der Art von Würtz anzufertigen, die er „Der letzte Atemhauch", „Das Begräbnis" und „Das Erwachen aus der Lethargie" nennen wollte. Natürlich sollte in allen dreien unser Hausbesitzer figurieren.

Solche Todesgeschichten bilden Swiatetzkis Spezialität; er malt nach seinen eigenen Angaben „Kadaver", „Leichen" und „Kleine Leichen". Wahrscheinlich will deshalb niemand seine Bilder kaufen, denn im übrigen hat er Talent. Soeben hat er nach dem Pariser Salon zwei Kadaver geschickt, und da auch mein Bild „Die Juden an der Weichsel", die im Katalog des Salons „Die Juden an den Flüssen Baby-

lons" getauft wurden, dorthin abgegangen war, erwarteten wir ungeduldig das Urteil der Jury.

Swiatetzki prophezeite selbstredend das schlimmste, er ahnte, daß die Jury aus lauter Idioten bestand, und wenn es keine Idioten waren, so sei ich ein Idiot, er selber ebenfalls, unsere Bilder seien idiotenhaft und die Prämiierung derselben wäre der Gipfel des Idiotismus!

Wieviel bitteres Blut dieser Affe mir während der zwei Jahre unseres Zusammenwohnens gemacht hat, vermag ich gar nicht zu beschreiben. Swiatetzkis ganzer Ehrgeiz besteht darin, als ein moralischer Kadaver zu gelten. Er gibt sich manchmal als einen Trinker aus, der er nicht ist. Er gießt zwei oder drei Glas Schnaps hinunter und beobachtet, ob wir es sehen; wenn er dessen nicht sicher ist, stößt er einen von uns mit dem Ellenbogen an und fragt, zu einem von uns hinüberschielend, mit Grabesstimme:

„Nicht wahr, wie tief ich gesunken bin . . . nicht wahr?."

Wir antworten ihm, daß er ein Dummkopf ist. Dann gerät er in Wut, und man kann ihn durch nichts in üblere Laune versetzen, als durch einen Zweifel an seinem moralischen Untergang. Dabei ist er ein durch und durch guter Kerl.

Einmal verirrten wir uns in den Bergen des Salzkammergutes, in der Nähe von Zell am See.

Da es Nacht wurde und wir leicht das Genick brechen konnten, sagte Swiatetzki zu mir:

„Höre, Wladek, du hast von uns beiden das größere Talent, es wäre also um dich mehr schade. Ich gehe voraus. Wenn ich abstürze, so bleibe du ruhig bis zum Morgen sitzen, nachher wirst du dir schon zu helfen wissen."

„Du wirst nicht vorausgehen," antwortete ich. „Ich kann besser sehen, ich gehe also."

Darauf sagte Swiatetzki:

„Wenn ich heute das Genick nicht breche, so ende ich so wie so im Rinnstein, es kommt auf dasselbe hinaus."

Wir fangen an zu streiten.

Inzwischen wird es finster, wie im Keller. Schließlich kommen wir überein zu losen.

Swiatetzki zieht den Knoten und geht voran. Wir schreiten über den Gebirgskamm. Zuerst ist der Pfad ziemlich breit, dann wird er immer schmäler. Soweit wir sehen können, umgeben uns von beiden Seiten bodenlose Abgründe.

Der Felsgrat wird noch schmäler, und was die Lage verschlimmert, unter unseren Füßen bröckelten die verwitterten Felsen.

„Ich krieche auf allen Vieren, anders geht es nicht!" sagt Swiatetzki. Man konnte in der Tat auf andere Weise nicht vorwärts, wir krochen also beide auf allen Vieren und bewegten uns vorwärts, wie zwei Schimpansen.

Bald aber half auch das nichts. Der Felsgrat wurde jetzt so schmal, wie ein Pferderücken. Swiatetzki setzte sich rücklings darauf, ich folgte seinem Beispiel, wir stützten uns mit beiden Händen auf den Boden und schoben vorwärts, zum größten Schaden unserer Gewänder. Nach einiger Zeit hörte ich Swiatetzkis Stimme:

„Wladek!"

„Was gibt's?"

„Der Gebirgskamm ist zu Ende."

„Und was kommt weiter?“

„Leerer Raum . . . es muß ein Abgrund sein.“

„Nimm einen Stein und schleudere ihn hinab, wir wollen horchen, wie lange er fliegt.“

In der Finsternis hörte ich, wie Swiatetzki mit den Händen tastete, um einen abgebröckelten Felsstein zu finden, dann sagte er:

„Jetzt schleudere ich ihn hinab . . . horche.“

Wir horchten beide gespannt . . .

Lautlose Stille!

„Hast du nichts gehört?“

„Nein.“

„Da haben wir uns was Schönes eingebrockt. Der Abgrund muß mindestens hundert Meter tief sein.“

„Wirf noch einmal!“

Swiatetzki fand einen größeren Stein, den er wieder hinunterwarf.

Alles blieb still.

„Ist denn da überhaupt kein Boden, zum Teufel!“ rief Swiatetzki.

„Es hilft nichts, wir müssen bis zum Morgen hier sitzen.“

Wir bleiben also sitzen. Swiatetzki wirft noch ein paar Steine hinab, alles vergeblich. Es vergeht ein Stunde, die zweite, endlich höre ich Swiatetzkis Stimme.

„Wladek, schlaf nur nicht ein, hast du keine Zigarette?“

Ich hatte wirklich welche, aber der Vorrat an Streichhölzern war uns beiden ausgegangen. Verzweifelte Lage. Es ist vielleicht ein Uhr nachts oder noch nicht so spät. Ein

feiner Regen beginnt zu rieseln. Ringsumher undurchdringliche Finsternis. Ich gelange zu der Überzeugung, daß, solange wir unter Menschen, sei es in der Stadt oder auf dem Lande leben, wir keine Ahnung haben, was Stille bedeutet.

Dieses Schweigen, das uns hier umgibt, klingt mir geradezu in den Ohren.

Ich höre fast, wie das Blut in meinen Adern rollt, und ich vernehme deutlich das Pochen meines eigenen Herzens.

Anfangs interessiert mich diese Situation.

Mitten in dunkler Nacht auf einem Felsenrücken, wie auf einem Pferde zu sitzen, dicht über einem unabsehbaren Abgrund — das konnte nicht dem ersten besten Straßenjungen in der Großstadt passieren. Bald aber wird es kalt und zuguterletzt fängt Swiatetzki an zu philosophieren:

„Was ist eigentlich das Leben? Es ist geradezu eine Schweinerei. Man redet von Kunst! Mag mich zusammen mit der Kunst der Teufel holen . . . Ein reines Nachäffen der Natur, und noch dazu ein ganz gemeines . . . Ich habe zweimal den Salon gesehen, er war so mit Bildern vollgehängt, daß man aus der Leinwand für sämtliche Juden der Welt hätte Strohsäcke nähen können, und was kam schließlich dabei heraus? Die gemeinste Berücksichtigung des Händlergeschmacks, alles darauf berechnet, Geld zu machen oder sich den Leib vollzustopfen. Prostitution der Kunst! Wäre die echte Kunst dort, so würde sie der Schlag treffen! Zum Glück gibt es in der Welt keine wirkliche Kunst . . . es gibt nur die Natur. Vielleicht ist auch die Natur eine Schweinerei . . . Das beste wäre, dort hinunterzuspringen

und einmal ein Ende zu machen. Ich würde es tun, wenn ich Schnaps hätte, da ich aber keinen habe, muß ich es lassen, denn ich habe geschworen, nicht nüchtern den Geist aufzugeben.“

Ich war an derartiges Gerede von Swiatetzki gewöhnt, trotzdem stimmten auch mich seine Worte inmitten der unheimlichen Stille und Finsternis düster und traurig. Zum Glück war er fertig und hörte auf zu reden. Er warf noch ein paar Steine hinunter und wiederholte ein paar Mal: „Kein Laut!“ und dann schwiegen wir etwa drei Stunden lang.

Es schien mir, daß die Morgendämmerung bald anbrechen müsse, als wir plötzlich über unseren Köpfen lautes Krächzen und Flügelschlagen vernahmen.

Es war noch dunkel, man konnte nichts unterscheiden, aber ich zweifelte nicht daran, daß es Adler waren, die über dem Abhang zu kreisen begannen und ein lautes: „Kra, Kra“ ertönte immer stärker in der Finsternis. Ich wunderte mich, daß man so viele Stimmen hörte, als ob ganze Legionen von Adlern vorüberflögen. Immerhin verkündeten sie den nahen Tag.

Nach einiger Zeit konnte ich wirklich meine Hände sehen, die sich auf den Felsenrand stützten, dann zeichneten sich vor mir die Schultern Swiatetzkis, gleich einer schwarzen Silhouette auf einem etwas weniger schwarzen Hintergrund. Dieser Hintergrund wurde mit jedem Augenblick blasser. Ein prächtiger, mattsilberner Ton begann den Felsen und Swiatetzkis Rücken zu erleuchten, er durchdrang immer mehr die Finsternis, gleichsam, als würde jemand eine silberne Flüssigkeit in die schwarze Masse gießen, mit der sie sich vermischte

und die sie in eine aschgraue und sodann in eine perlengraue verwandelte. Eine Feuchtigkeit machte sich überall bemerkbar; nicht nur der Felsen, sondern auch die Luft schien kalt und feucht zu sein.

Mit jeder Sekunde wurde es heller.

Ich sah scharf hin, bemühte mich die Übergänge des Tones zu behalten und malte ein wenig in der Seele, wobei ich plötzlich durch Swiatetzkis Ausruf unterbrochen wurde:

„Pfui, wir Idioten."

In demselben Augenblick verschwand sein Rücken vor meinen Augen.

„Swiatetzki!" rief ich, „was machst du?"

„Schreie nicht, sieh her!"

Ich neigte mich vor, schaute hinab und was sah ich? Ich saß auf einem Felsenabhang, der sich zu einer Wiese hinabließ, welche anderthalb Ellen tiefer lag. Der Moosboden dämpfte den Anprall der Steine, denn die Wiese war ganz gleichmäßig; in der Ferne sah man einen Weg, und auf demselben eine Schar Krähen, die ich für Adler gehalten hatte. Wir brauchten nur die Beine herunterzulassen, um über den glatten Weg ganz gemütlich nach Hause zu gelangen. Unterdessen hatten wir zähneklappernd die ganze liebe Nacht auf dem Felsenrücken dagesessen.

Als wir jetzt im Atelier unseren Wirt erwarteten, fiel mir dieses Abenteuer so lebhaft ein, als wäre es gestern passiert, obgleich bereits anderthalb Jahre seitdem verflossen waren.

Diese Erinnerung flößte mir seltsamen Mut ein, ich sagte also zu Swiatetzki:

„Weißt du noch, Antek, wie wir damals glaubten über einem Abgrund zu sitzen, während ein gleichmäßiger, ebener Weg vor uns lag? So ist's vielleicht auch jetzt. Wir sind arm, wie Kirchenratten. Der Wirt will uns aus dem Atelier hinauswerfen, aber das kann sich alles ändern. Womöglich öffnet sich auf einmal eine Schleuse mit Ruhm und Geld.

Swiatetzki saß gerade auf dem Strohsack und zog einen Stiefel an, wobei er murmelte, daß das Leben daraus besteht, des Morgens die Stiefel anzuziehen und sie des Abends wieder auszuziehen, und daß nur derjenige Verstand hat, der den Mut besitzt sich aufzuhängen. Wenn er, Swiatetzki, es bis jetzt nicht getan hat, so liegt es ausschließlich daran, daß er nicht nur der größte Dummkopf, sondern obendrein noch ein gemeiner Feigling ist.

Der Ausbruch meines Optimismus unterbrach seine Betrachtungen, er hob daher seine Fischaugen zu mir auf und sagte:

„Du hast ganz besonders Grund dich zu freuen; vorgestern warf dich Suslowski aus seinem Hause und aus dem Herzen seiner Tochter, und heute wird dich der Wirt auf die Straße setzen!"

Swiatetzki sprach leider die Wahrheit. Vor drei Tagen war ich noch der Bräutigam von Kasja Suslowska, aber am Dienstag Morgen . . . ja am Dienstag! empfing ich von ihrem Vater folgenden Brief:

Lieber Herr!

Den ernsten Ermahnungen der Eltern nachgebend, willigt meine Tochter in die Auflösung eines Bündnisses

ein, das für sie ein unglückliches werden müßte. Sie würde zwar stets am Busen ihrer Mutter und unter dem Dach ihres Vaters eine Zufluchtsstätte finden, aber es ist gerade unsere elterliche Pflicht, einer solchen Lage vorzubeugen. Weniger Ihre materielle Lage, als Ihr leichtsinniger Charakter, den sie trotz aller Bemühungen nicht zu verbergen vermochten, veranlaßt uns und unsere Tochter, Ihnen ihr Wort zurückzugeben und alle weiteren Beziehungen zwischen Ihnen und uns zu lösen, was indessen unser Wohlwollen für Sie nicht schmälert.

Mit Hochachtung

Heliodor Suslowski

Vorsteher a. D. der ehemaligen Schatzkommission des K. P.

So lautete der Brief.

Daß mit meiner materiellen Position nicht zu prahlen war, das gebe ich ohne weiteres zu. Was aber dieser pathetische Gorilla an meinem Charakter auszusetzen hatte, das begreife ich wirklich nicht.

Kasjas Kopf erinnert an den Typus der Direktoirezeit, und es würde ihr vorzüglich stehen, wenn sie sich nicht nach der heutigen, sondern nach der damaligen Mode frisieren wollte; ich versuchte sogar, sie darum zu bitten, aber vergeblich, denn sie versteht nichts von diesen Dingen. Dagegen hatte ihr Gesicht ein warmes Kolorit, als wenn Fortuny sie gemalt hätte.

Schon deshalb liebte ich sie so herzlich, und am ersten Tage nach dem Empfang des Briefes ging ich wie zerschlagen

herum. Erst am nächsten, und zwar gegen Abend wurde mir etwas leichter ums Herz, denn ich sagte mir:

„Wenn nicht, dann nicht.“ Am meisten trug der Umstand dazu bei, diesen Schlag zu ertragen, daß der Salon und die „Juden“ meine Gedanken völlig beherrschten. Ich hatte die Überzeugung, daß das Bild gut ist, obgleich Swiatezki prophezeite, man werde es sogar aus dem Vorzimmer des Salons herausschmeißen.

Ich hatte bereits vor einem Jahre angefangen, es zu malen.

Das kam so:

Eines Tages ging ich gegen Abend an der Weichsel entlang und sah, wie ein Obstkahn, der mit Äpfeln beladen war, verunglückte. Straßenjungen fischten die Äpfel aus dem Wasser, während am Ufer eine ganze jüdische Familie in solcher Verzweiflung saß, daß sie nicht einmal klagte, sondern die Hände rang, und wie erstarrt auf das Wasser blickte. Da war ein alter Jude, ein Bettler, aber ehrwürdig wie ein Patriarch, eine alte Jüdin, ein junger Jude, eine kolossale Bestie, wie ein Makkabäer, ein junges Mädchen, etwas sommersprossig, aber mit charakteristisch gezeichneten Zügen, besonders Mund und Nase, und endlich einige Kinder.

Der Abend nahte, der Fluß hatte kupferne Reflexe — einfach wunderbar! Die Bäume auf dem „Sachsenhain“ waren von der Abendglut überflutet, weiterhin breitete sich eine große Wasserfläche aus, auf welcher rote, ultramarin, stahlblaue Farbentöne spielten, die allmählich in Purpur und Violett übergingen. Die Luftperspektive — gottvoll! Der

Übergang und das Ineinandergreifen der Töne so unfaßbar und wunderbar, daß einem das Herz überging! Und ringsumher ist es so still, klar und ruhig. Überall schwebt eine Melancholie, daß man heulen könnte. — Und diese trauernde Gruppe saß da, als ob sie ihr Lebenlang im Atelier Modell gestanden hätte.

Sofort blitzte es mir durch den Kopf: das ist mein Bild.

Ich hatte meinen Malkasten mit, ohne den ich keinen Schritt mache und begann sofort zu skizzieren, nachdem ich den Juden zugerufen hatte: „Bleibt so sitzen, ohne euch zu rühren! Einen Rubel für jeden, der bis zum Abend sitzt." Meine Juden begriffen im Fluge, worum es sich handelte und waren wie in die Erde gewachsen. Ich skizzierte eifrig. Die Gassenbuben waren aus dem Wasser gekrochen und riefen mir nach:

„Maler Hans, Maler Hans,
Stiehlt und sagt: er fand 's."

Aber da ich ihnen in ihrer Sprache antwortete, nahm ich sie für mich ein, und sie hörten sogar auf, mit Spähnen nach den Juden zu werfen, um mich in meiner Arbeit nicht zu stören.

Dagegen war meine Gruppe plötzlich in die beste Laune geraten.

„Juden," rief ich, „seid traurig," aber die Alte antwortete:

„Verzeihen Sie, Herr Maler, warum sollen wir traurig sein, wenn Sie uns jedem einen Rubel versprachen? Trauern können die Leute, die nichts verdienen!"

Ich mußte ihnen drohen, nichts zu bezahlen.

Ich skizzierte jedoch zwei Abende lang, dann saßen sie mir mehrere Monate im Atelier. Swiatetzki mag sagen, was er will, das Bild ist gut, denn es hat nichts Kaltes, es atmet aufrichtige Wahrheit und liebevolle Naturtreue. Ich ließ der jungen Jüdin sogar die Sommersprossen. Schöner hätten die Gesichter sein können, aber nicht natürlicher und charakteristischer.

Ich dachte soviel an dieses Bild, daß ich Kasjas Verlust leichter ertrug. Als Swiatetzki mich daran erinnerte, schien es mir, als läge die Geschichte längst hinter mir. Inzwischen zog Swiatetzki seinen zweiten Stiefel an, und ich begann, den Samowar warm zu machen. Dann kam die alte Antonjowa mit den Semmeln, und wir setzten uns an den Frühstückstisch. Swiatetzki bemühte sich seit einem Jahr vergeblich, die Frau zu überreden, daß sie sich aufhänge.

„Worüber freust du dich heute so sehr?" fragte Swiatetzki mich mürrisch.

„Weiß ich's denn! Paß auf, wir werden etwas außergewöhnliches erleben."

In diesem Augenblick hörten wir draußen die Treppe knarren, die nach dem Atelier führte.

„Der Wirt, da hast du das Außerordentliche!" rief Swiatetzki.

Nach diesen Worten trank er den Tee aus, der so heiß war, daß die Tränen ihm in die Augen traten, dann sprang er auf, und da unsere Küche ein Durchgangsraum war, versteckte er sich im Atelier hinter den Kostümen und rief mir mit keuchender Stimme zu:

„Du! Er hat dich so gern, sprich du mit ihm.“

„Er ist in dich verschossen,“ antwortete ich ihm, zu den Kostümen eilend, „setz du dich mit ihm auseinander.“

Plötzlich öffnete sich die Tür und es kam — nicht unser Wirt, sondern der Portier des Hauses, in welchem Suslowskis wohnen.

Wir stürzten aus unsern Verstecken hervor.

„Ich habe einen Brief für Sie,“ sagte der Portier.

Ich nahm den Brief . . . beim Hermes! Von Kasja! Ungeduldig zerriß ich das Kuvert und las folgendes:

„Ich habe die Gewißheit, daß die Eltern uns vergeben werden, kommen Sie sofort, ohne Rücksicht auf die frühe Stunde. Wir kommen eben aus der Trinkhalle im Garten. K.“

Ich wußte zwar durchaus nicht, was die Eltern mir zu verzeihen hatten, aber ich hatte auch keine Zeit, daran zu denken, denn ich verlor den Kopf vor Staunen.

Erst nach einer Weile reichte ich den Brief Swiatetzki und sagte zum Portier:

„Lieber Freund, sagen Sie dem Fräulein, daß ich sofort komme . . . warten Sie . . . ich habe gar kein Kleingeld, aber hier sind drei Rubel, (es waren die letzten) wechseln Sie das Geld, nehmen Sie sich einen Rubel und bringen Sie mir den Rest.“

Beiläufig bemerkt, nahm das Ungeheuer die drei Rubel und zeigte sich nicht mehr. Der Unmensch wußte, daß ich bei Suslowskis keine Szene machen würde und nutzte die Lage in unverschämtester Weise aus.

„Was meinst du nun?“ fragte ich Swiatetzki.

„Nichts! Jedes Kalb findet schließlich einen Schlächter.“

Die Eile, mit der ich mich anzog, ließ mich keine passende Antwort auf Swiatetzkis Beleidigung finden.

## II.

Eine Viertelstunde später klingelte ich bei Suslowskis. Kasja selber öffnete mir. Sie war reizend . . . noch wehte von ihr die Wärme des Schlafes und die Morgenfrische, die sie in den Falten ihres hellblauen Kattunkleides aus dem Garten mitbrachte. Der Hut, den sie abgenommen, hatte ihr Haar ein wenig zerzaust. Ihr Gesicht, ihre Augen, die feuchten Lippen, alles lachte . . . ein wahrer Sommermorgen! Ich ergriff ihre beiden Hände und küßte ihre Arme bis zum Ellenbogen, sie aber neigte sich zu meinem Ohr und fragte:

„Nun, wer von uns versteht besser zu lieben?“

Dann führte sie mich bei der Hand vor das Angesicht der Eltern. Der alte Suslowski hatte die Miene eines Römers, der sein einziges Kind fürs Vaterland dem Tode weiht, die Mutter ließ die Tränen in den Kaffee rollen; sie saßen nämlich gerade am Kaffeetisch. Als wir eintraten, standen sie auf, und Papa Suslowski sprach mit Würde:

„Vernunft und Pflicht müßten mich nein sagen lassen, aber das Elternherz hat auch seine Rechte — und wenn das Schwäche ist, so mag Gott mich dafür richten.“

Bei diesen Worten erhob er die Augen, zum Beweis, daß er bereit sei, sich zu verantworten, falls beim himm-

lischen Tribunal sofort ein Protokoll aufgenommen werden sollte. Ich habe in meinem Leben nichts gesehen was römischer wäre, außer Salami und Makkaroni, welche auf dem Korso verkauft wurden. Der Augenblick war so feierlich, daß selbst ein Nilpferd vor Rührung geplatzt wäre. Die feierliche Stimmung wurde noch von Mama Suslowska gehoben, welche die Hände ausbreitete und mit tränender Stimme sagte:

„Meine Kinder, sollte es euch jemals in der Welt schlecht ergehen, so findet ihr stets bei mir eine Zuflucht!“ Bei diesen Worten zeigte sie auf ihren Busen.

Ein schöner Zufluchtsort! Könnte mich wohl verlocken! Wenn Kasja es wäre, die mich zu sich riefe, so wäre dieser Vorschlag nicht übel. Trotz alledem wunderte ich mich über die Gutmütigkeit der alten Suslowskis und war ihnen im Innern meines Herzens dankbar.

Vor lauter Gerührtheit trank ich soviel Tassen Kaffee, daß Suslowski die Kaffeemaschine und die Sahne mit unruhigen Blicken zu betrachten begann. Kasja schenkte mir immer wieder ein, während ich unter dem Tischtuch ihr Füßchen anzustoßen versuchte. Aber sie zog es immer wieder zurück, wobei sie unmerklich den Kopf schüttelte und dabei so schelmisch lächelte, daß ich noch heute nicht weiß, wieso ich damals nicht aus der Haut gefahren bin.

Ich blieb etwa anderthalb Stunden dort, mußte mich aber schließlich aus dem Staube machen, weil ich im Atelier von Bobusch erwartete wurde, der bei mir Zeichenstunde nimmt und mir jedesmal eine Visitenkarte mit einem Wappensiegel zurückläßt. Übrigens verliere ich diese Karten meistens. Kasja und die Mutter begleiteten mich ins Vor-

zimmer, worüber ich sehr böse war, weil ich gern haben wollte, daß mich Kasja allein begleitete. Ein Mündchen hat sie, allerliebst! . . .

Ich mußte durch den Sächsischen Garten gehen. Eine Menge Leute kamen aus der Trinkhalle . . . unterwegs bemerkte ich, daß alle bei meinem Anblick stehen blieben, und ich hörte ringsumher flüstern: „Magorski, Magorski, das ist er!“ . . .

Junge Damen in leichten Kattunkleidern von allen Farben, unter denen sich ihre schönen Formen reizend abzeichneten, warfen mir solche Blicke zu, als wollten sie sagen: „Komm herein! das Heiligtum ist bereit!“ Was mochte das sein, zum Teufel, bin ich denn so berühmt? Ich verstehe rein gar nichts.

Ich ging weiter, und überall wiederholte sich dasselbe. . . Im Hausflur, vor der Treppe remple ich den Wirt an, wie ein Schiff einen Felsen. O weh! Die Miete! Unterdessen kam der Wirt sehr ruhig auf mich zu und sagte:

„Lieber Herr, wenn ich Sie auch manchmal langweile, so müssen Sie mir glauben, daß ich für Sie soviel . . . so sehr viel . . . nun erlauben Sie mir . . .!“

Ohne zu Ende zu sprechen, umarmte er mich stürmisch. Swiatetzki muß ihm gesagt haben, daß ich heirate, und nun glaubt er, daß ich ihm die Miete regelmäßig bezahlen werde, . . . mag er es nur glauben . . .

Ich lief lärmend hinauf. Unterwegs hörte ich schon den Lärm in unserer Wohnung. Ich stürze hinein. In unserem Atelier ist es ganz finster vor Rauch. Da ist Julek Rzysinski, Wach Poterkiewitsch, Franek Zepkowski, der alte Sludetzki, Kar-

minski, Wojtek Michalak; sie amüsierten sich alle damit, dem eleganten Bobusch Stöße zu versetzen, aber als sie mich erblickten, ließen sie ihn, vor Erschöpfung keuchend, inmitten des Zimmers stehen und erhoben ein unmenschliches Geschrei.

„Wir gratulieren, wir gratulieren, wir gratulieren."

„In die Höhe mit ihm."

Im Nu erfaßten sie mich und warfen mich eine Zeitlang empor, wobei sie heulten, wie in einem Stall; endlich befand ich mich wieder auf der Erde, dankte ihnen so gut ich konnte und bat sie alle zu meiner Hochzeit zu kommen, vor allem Swiatetzki, den ich mir gleich zum Brautführer ausbat.

Swiatetzki aber erhob die Hände und rief:

„Der Kauz glaubt, daß wir ihm zur Verlobung gratulieren!"

„Zu was denn sonst?"

„Wie, du weißt es nicht?" fragten alle Stimmen.

„Keine Ahnung, was wollt ihr denn von mir, zum Kuckuck?"

„Gebt ihm den ‚Fliegenden Boten,' das Morgenblatt des ‚Fliegenden Boten,'" schrie Wach Poterkiewitsch.

Sie gaben mir also das Zeitungsblatt und riefen durcheinander:

„Sieh unter den Depeschen."

Ich sah die Depeschen durch und las folgendes:

„Eigenes Telegramm des ‚Fliegenden Boten'. Das Bild Magorskis ‚Die Juden an den Flüssen Babylons' erhielt im diesjährigen Salon die große goldene Medaille, die Kritik findet keine Worte für das Genie des Meisters. Albert

Wolf nennt das Bild eine Offenbarung, Baron Hirsch bietet 15 000 Fr."

„Mir wird schlecht, rettet mich!" Ich war so verblüfft, daß ich nicht imstande war, ein Wort hervorzubringen. Wohl wußte ich, daß das Bild mir gelungen war, doch hatte ich von einem solchen Erfolg niemals geträumt. Das Zeitungsblatt fiel mir aus den Händen.

Sie hoben es auf und lasen mir im Lokalteil noch folgende Kommentare zu der Depesche vor.

Erste Nachricht. Wir erfahren aus dem Munde des Meisters, daß er die Absicht habe, sein Bild in unserer Sirenenstadt auszustellen.

Zweite Nachricht. Auf die Anfrage des Vizepräsidenten des Kunstvereinskomitees, ob der Meister die Absicht habe, sein Kunstwerk in Warschau auszustellen, antwortete derselbe: „Ich würde lieber auf den Verkauf in Paris, als auf die Ausstellung in Warschau verzichten." Wir hoffen, daß diese Worte von unseren Nachkommen auf dem Grabe des Meisters (nach seinem längsten Leben) gelesen werden.

Dritte Nachricht. Die Mutter unseres Meisters ist nach Empfang der Depesche aus Paris vor Rührung schwer erkrankt.

Vierte Nachricht. Wir erfahren bei Fertigstellung der Nummer, daß im Befinden der Mutter unseres verehrten Meisters eine Besserung eingetreten ist.

Fünfte Nachricht. Unser Meister erhielt die Aufforderung, in allen europäischen Hauptstädten auszustellen.

Unter der Anhäufung dieser ungeheuerlichen Lügen er-

holte ich mich ein wenig. Ostschinski, der Redakteur des ‚Fliegenden Boten‘, und gleichzeitig ein früherer Mitbewerber um Kasjas Hand, muß wohl verrückt geworden sein, denn das übertraf doch jedes Maß. Selbstredend werde ich das Bild vor allen Dingen in Warschau ausstellen. Aber erstens habe ich noch mit niemand darüber gesprochen; zweitens hat der Vizepräsident des Kunstvereins mich mit keiner Frage belästigt; drittens habe ich ihm naturgemäß auch nicht geantwortet; viertens ist meine Mutter vor neun Jahren gestorben; fünftens bekam ich bis jetzt keine einzige Aufforderung, das Bild irgendwo auszustellen.

Plötzlich fiel mir ein, daß, wenn die Depesche aus Paris ebenso wahr wäre, wie die fünf Nachrichten, so konnte ich mir wirklich gratulieren . . . Ostschinski, der vor einem halben Jahr von Kasja einen Korb erhielt, obgleich die Eltern seine Bewerbung guthießen, wollte mir vielleicht absichtlich einen Schabernack spielen. Dann sollte er es aber büßen, „mit dem Kopf sollte er es büßen oder mit sonst was anderem,“ wie es im Libretto einer gewissen Operette heißt. Die Kollegen beruhigten mich jedoch, indem sie darauf hinwiesen, daß Ostschinski wohl die Nachrichten fabrizieren konnte, aber daß die Depesche echt sein müßte.

Gleichzeitig kam auch Stach Klossowitsch mit dem Morgenblatt des „Kuriers“. Die Depesche stand auch im „Kurier“. Ich atmete auf. Nun begannen die Glückwünsche noch einmal, von jedem einzeln.

Der alte Sludetzki, ein durch und durch falscher Kerl, aber süß wie Honig, schüttelte mir die Hand und sagte:

„Lieber Gott, ich habe stets an Ihr Genie geglaubt,

liebster Kollege, und habe Sie stets verteidigt. (Ich weiß, daß er mich einen Esel nannte.) Aber . . . mein Gott, vielleicht wünschen Sie es nicht, wenn ein solcher Schnellmaler wie ich, Sie noch Kollege nennt, es ist aus alter Gewohnheit, verzeihen Sie . . .“

Ich wünsche ihm in der Seele, er möchte an den Galgen kommen, aber ich konnte ihm nicht antworten, denn in diesem Augenblick zog mich Kaminski beiseite und sprach leise, aber daß ihn alle hören konnten: „Vielleicht brauchen Sie Geld, lieber Kollege, dann sagen Sie es, ich will schon . . .“

Kaminski war bei uns wegen seiner Dienstfertigkeit bekannt, es kam oft vor, daß er einem von uns sagte: „Wenn Sie Hilfe brauchen, Kollege, so vertrauen Sie es mir an, ich werde sehen, was zu machen ist, . . . auf Wiedersehen!“ Er hatte wirklich Geld. Ich antwortete ihm, daß, wenn ich anderweitig keins fände, ich mich an ihn wenden würde. Unterdessen kamen noch andere liebe Jungens zu mir heran und drückten und küßten mich, daß mir alle Glieder weh taten.

Endlich näherte sich auch Swiatetzki; ich sah, daß er gerührt war, aber er verbarg es und sprach barsch:

„Obgleich ich sehe, daß du ganz verjüdelst, gratuliere ich dir dennoch.“

„Obgleich ich sehe, daß du deinen letzten Verstand verlierst, danke ich dir dennoch,“ antwortete ich ihm, und wir umarmten uns innig und kräftig. Wach Poterkiewitsch erwähnte, daß die Kehle ihm ausgetrocknet wäre. Ich hatte keinen Groschen, aber Swiatetzki besaß noch zwei Rubel, auch die anderen hatten etwas Geld, es wurde gesammelt und eine Punschbowle bereitet . . . Man trank auf mein Wohl,

warf mich wieder in die Höhe, und als ich ihnen erzählte, daß ich mich mit Suslowskis ausgesöhnt hatte, brachte man auch Kasjas Gesundheit aus. Plötzlich kam Swiatetzki zu mir und sagte:

„Glaubst du denn, junger Idiot, daß sie nicht die Depesche gelesen hatten, bevor die Tochter an dich schrieb?"

O weh! mir war, als hätte mir jemand einen Keulenschlag auf den Kopf versetzt. Auf der einen Seite klärte sich der Horizont, auf der anderen verdunkelte er sich völlig. Von Suslowskis war alles zu erwarten, aber daß Kasja so berechnet sein sollte . . .

Es war jedoch sehr wahrscheinlich, daß sie in der Trinkhalle die Depesche gelesen hatten und mich gleich danach zu sich beriefen.

Im ersten Augenblick wollte ich zu Suslowskis eilen, um die Situation klarzulegen.

Aber ich konnte die Gesellschaft nicht verlassen . . . Außerdem kam auch noch Ostschinski, elegant, kühl, selbstbewußt, und wie gewöhnlich behandschuht. Witz und Geist sprühten von seiner Persönlichkeit, er war ein ganz raffinierter Kauz.

Schon auf der Schwelle schwang er gönnerhaft seinen Spazierstock und sagte:

„Auch ich gratuliere, Meister."

Dieses „ich" sprach er mit solcher Betonung, als ob seine Gratulation mehr bedeute, als irgendeine andere.

Vielleicht war es auch wirklich so.

„Was hast du alles ausgedacht," rief ich, „du triffst mich ganz überrascht, denn ich habe erst aus dem ‚Fliegenden Boten' von allem erfahren."

„Was geht mich das an," entgegnete Ostschinski.

„Ich habe doch nicht von der Ausstellung des Bildes gesprochen".

„Aber jetzt sprichst du darüber," entgegnete Ostschinski phlegmatisch.

„Er hat keine Mutter, sie konnte also nicht krank geworden sein," rief Wojtek Michalak.

„Das rührt mich nicht im geringsten," wiederholte Ostschinski würdevoll, indem er den zweiten Handschuh abzog.

„Aber die Depesche ist echt?"

„Jawohl."

Diese Versicherung beruhigte mich vollständig. Aus Dankbarkeit goß ich ihm Punsch ein. Er berührte das Glas mit den Lippen, nahm einen Schluck und sagte:

„Zuerst trinke ich auf dein Wohl und mit dem zweiten Schluck komme ich jemand, dessen Namen du wohl errätst... Ich gratuliere dir doppelt."

„Woher weißt du?"

Ostschinski zuckte die Achseln.

„Suslowski war doch heute früh vor acht in der Redaktion."

Swiatetzki begann etwas über die Gemeinheit der Menschen zu murmeln, ich konnte es nicht länger aushalten und ergriff mit ungeduldiger Bewegung meinen Hut. Ostschinski folgte mir, aber bald trennte ich mich von ihm, und eine Minute später klingelte ich zum zweiten Male bei Suslowski. Wieder öffnete mir Kasja, die Eltern waren nicht zu Hause.

„Kasja! wußtest du von der Depesche?" rief ich streng.

„Ja," antwortete sie ruhig.

„Aber, Kasja!“

„Was meinst du denn, Liebster? Über die Eltern darfst du dich nicht wundern, sie müssen doch einen vernünftigen Grund haben, weshalb sie in die Heirat einwilligen.“

„Aber du, Kasja?“

„Ich habe die erste Gelegenheit benutzt . . . Bist du mir deshalb böse, Wladek?“

Meine Gedanken klärten sich, und es schien mir, daß Kasja vollständig recht hatte. Weshalb war ich eigentlich wie ein Verrückter hierher gerannt? Kasja kam inzwischen ganz dicht zu mir heran und lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter; ich umfaßte ihre Taille, schmiegte ihr Gesichtchen an meinen Arm, sie aber schloß die Augen, spitzte ihr rotes Schnäbelchen und flüsterte:

„Nein, nein, Wladek! . . . nicht jetzt . . . nach der Hochzeit, . . . ich bitte dich!“

Infolge dieser Bitte drückte ich meine Lippen auf ihr Schnäbelchen, und wir blieben in dieser Position, bis wir neuen Atem holen mußten. Kasjas Augen verschleierten sich . . . schließlich hielt sie die Hand darüber und sagte:

„Ich habe dich so gebeten, du möchtest nicht . . .“

Ihr Vorwurf und der unter der Hand hervorschielende Blick rührten mich so, daß ich sie zum zweiten Male küßte. Wenn man jemand lieb hat, spürt man doch größere Lust, ihn zu küssen, als beispielsweise zu hauen . . . ich aber war in Kasja grenzenlos verliebt, ich liebte sie fürs ganze Leben, bis zum Tode und nach dem Tode! Sie oder keine! Basta!

Kasja flüsterte mit keuchender Stimme die Befürchtung,

ich könnte die Achtung für sie verlieren. Das teure Geschöpf! Was für Unsinn sie redete! Ich beruhigte sie so gut wie ich konnte, und wir fingen an, uns vernünftig zu unterhalten.

Wir verabredeten, daß ihre Eltern mir gegenüber so tun sollten, als hätten sie von der Depesche erst später erfahren, ich meinerseits würde ihnen nicht zu erkennen geben, daß ich mit der Sachlage vertraut bin, — dann verabschiedete ich mich von Kasja und versprach ihr, am Abend wiederzukommen.

Ich mußte noch ins Bureau des Kunstvereins eilen, um mich mit dem Sekretariat des Salons zu verständigen.

## III.

Ich schickte eine Depesche mit der Erklärung, daß ich mit dem Preise des Baron Hirsch einverstanden wäre, aber daß ich beschlossen hätte, vorher das Bild in Warschau auszustellen usw. Für die Depesche und für andere Ausgaben lieh ich mir Geld in der Verwaltung. Man gab es mir, ohne zu zögern. Alles wickelte sich so glatt wie möglich ab.

Im „Fliegenden Boten“ und im „Kurier“ erschien meine Biographie, die übrigens kein wahres Wort enthielt, aber das brauchte mich, wie Ostschinski sagte, nicht zu kümmern. Ich erhielt auch Aufforderung von zwei illustrierten Zeitungen, die mein Porträt und die Reproduktion meines Gemäldes veröffentlichen wollten. Meinetwegen!

Nun wird's Moneten regnen wie Wasser.

## IV.

Acht Tage später erhielt ich eine Anzahlung von Baron Hirsch. Die ganze Summe sollte ausgezahlt werden, sobald der Käufer in den Besitz der Leinwand gelangte; unterdessen zahlte mir die Handelsbank fünftausend Francs in lauter Louisdors auf den Tisch. Solange ich lebe, habe ich nicht soviel Geld gesehen. Wie ein Maulesel beladen kam ich nach Hause. In meinem Atelier fand ich eine große Versammlung. Ich warf meine Louisdors auf den Boden, und da ich mich bis jetzt niemals in Gold gewälzt hatte, so tat ich es jetzt. Meinem Beispiel folgend wälzte sich auch Swiatetzki . . . Schließlich kam unser Wirt und glaubte, wir wären verrückt geworden . . .

Wir amüsierten uns kannibalisch.

## V.

Ostschinski sagte mir eines Tages, daß er sich glücklich fühlte, von Kasja einen Korb bekommen zu haben, weil sich vor ihm Aussichten eröffneten, von denen ich mir gar keinen Begriff machen konnte.

Ich war darüber sehr vergnügt, oder es ging mich vielmehr eigentlich nichts an; außerdem glaube ich fest daran, daß Ostschinski sich im Leben stets zu helfen wissen wird.

Als er um Kasja warb, wurde er von den Eltern begünstigt, besonders von Papa Suslowski. Ostschinski hatte solche Gewalt über den Vater, daß dieser Römer in seiner Gegenwart sogar seine starre Pose ablegte. Kasja haßte ihn dagegen seit dem ersten Augenblick der Bekanntschaft. Es

war ein unbewußter Widerwille, denn ich nehme nicht an, daß sie ihn aus denselben Gründen nicht leiden mochte, wie ich und alle anderen, die ihn näher kannten.

Er ist ein seltsamer Mensch, oder vielmehr ein seltsamer Literat. Es gibt wahrscheinlich nicht nur bei uns, sondern in allen größeren Metropolen der Literatur und der Kunst Menschen, bei denen wir uns unwillkürlich fragen, wie sie zu ihrer Autorität gelangten.

Zu dieser Klasse gehörte mein Freund vom „Fliegenden Boten". Wer würde es glauben, daß das Geheimnis seiner Bedeutung und seine geistige Existenzberechtigung darin bestand, daß Ostschinski das Talent und besonders das Schriftstellertalent nicht liebte und nicht schätzte, — daß er einfach von der Verachtung derselben lebte. Er empfand für sie die Verachtung eines Menschen, dessen weltmännische Erfahrung, eine gewisse Geistesgegenwart und sprühender Witz im gesellschaftlichen Leben einen beständigen Sieg sicherten.

Man muß ihn bei Sitzungen, bei künstlerischen und literarischen Versammlungen, bei Jubiläumsdiners sehen und beobachten, mit welcher nachsichtigen Ironie er die Menschen behandelt, die zehnmal mehr leisten als er, wie er sie an die Mauer drückt, durch seine Logik und seine Vernunft verlegen macht, und wie er ihnen seine literarische Autorität aufzwingt . . .

So oft Swiatetzki daran denkt, ruft er nach einem Brett, mit dem er Ostschinski den Schädel einschlagen könnte, ich aber wundere mich nicht über seine Überlegenheit. Leute von echtem Talent sind oft ungewandt, schüchtern, ohne Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart . . . Erst, wenn sie

sich in die Einsamkeit zurückziehen, wachsen plötzlich Flügel an ihren Schultern. Ostschinski aber legt sich, wenn er allein ist, höchstwahrscheinlich schlafen, denn er hat sich wohl kaum etwas zu sagen. Die Zukunft wird unter diesen Menschen einmal Ordnung schaffen, jedem seinen Rang und den entsprechenden Platz anweisen. Ostschinski ist zu klug, als daß er das nicht wissen sollte, aber in seinem Innern spottet er darüber. Es genügt ihm, daß er im gegenwärtigen Augenblick mehr bedeutet, und daß man mit ihm mehr rechnet, als mit anderen, deren Wert größer ist.

Wir Maler stören ihn weniger. Manchmal macht er auch den schriftstellerischen Talenten Reklame, aber nur, wenn das Interesse des „Fliegenden Boten“ und die Konkurrenz mit dem „Kurier“ es erfordert. Im übrigen ist er ein guter Kamerad und ein angenehmer Mensch. Ich mag ihn ganz gern, aber . . .

Der Teufel hole Ostschinski — genug von ihm . . .

## VI.

Sie werden mich noch so weit bringen, daß ich eines Tages die Tür hinter mir ins Schloß werfe. Welche Komödie! Seitdem ich Ruhm und Geld besaß, behandelte mich Suslowski zu meiner größten Überraschung geradezu verächtlich. Er, seine Frau, alle weiblichen und männlichen Verwandten von Kasja kamen mir mit Eiseskälte entgegen.

Am ersten Abend erklärte Suslowski, wenn ich etwa annahm, daß meine neue Stellung ihren Entschluß irgend-

wie beeinflußt hätte, oder wenn ich der Meinung wäre — was man mir übrigens ansah — ihnen eine Gnade zu erweisen, so müsse er durchaus feststellen, daß sie zwar bereit wären, für das Glück ihres einzigen Kindes vieles zu opfern, daß aber dieses einzige Kind von ihnen nicht verlangen könne, daß sie ihre Menschenwürde opferten. Die Mutter fügte hinzu, das Kind würde in solchem Falle wissen, wo es seine Zuflucht suchen sollte. Die gute Kasja verteidigte mich, manchmal sogar sehr derb, aber sie griffen jedes meiner Worte auf. Sobald ich den Mund öffnete, biß Suslowski seine Lippen zusammen, betrachtete seine Frau und nickte, als wollte er sagen:

„Ich wußte, daß es so kommen würde." Solche Redensarten machten sie den ganzen Tag über.

Und wenn man bedenkt, daß das alles Heuchelei war, die gerade dazu dienen sollte, mich festzuhalten, daß sie im Grunde mit meinen 15 000 Francs liebäugelten, und daß sie es ebenso eilig hatten wie ich, obgleich unsere Gründe weit auseinandergingen.

Es war Zeit, der Sache ein Ende zu machen.

Sie brachten mich so weit, daß es mir schien, es sei eine Gemeinheit von mir, die goldene Medaille und 15 000 Francs für das Bild erhalten zu haben.

## VII.

Es nahte der Tag meiner Verlobung.

Ich kaufte einen reizenden Ring im Stile Ludwigs XV., der Suslowski und auch Kasja nicht gefiel, denn die ganze Gesellschaft hat keine Ahnung von wahrer Kunst.

An Kasja muß ich noch tüchtig arbeiten, um aus ihr den spießbürgerlichen Geschmack auszurotten und sie lehren, künstlerisch zu empfinden; da sie mich liebt, hoffe ich das Beste.

Zur Verlobung lud ich niemand außer Swiatetzki ein. Ich wollte, daß er bei Suslowski vorher einen Besuch mache, aber er behauptete, daß er zwar physisch und moralisch bankerott, aber noch lange nicht so tief gesunken sei, um Anstandsbesuche zu machen . . . Was war da zu tun?! . . .

Ich machte Suslowski darauf aufmerksam, daß mein Freund ein Sonderling sei, sonst aber ein genialer Maler und der beste Mensch in der Welt.

Als Suslowski erfuhr, daß mein Freund „Kadaver“, und „große und kleine Leichen“ malte, zog er die Augenbrauen hoch und erklärte, daß er bisher nur mit anständigen Leuten zu tun hatte, daß seine ganze Beamtenlaufbahn makellos war und daß Herr Swiatetzki hoffentlich die in einem ehrbaren, bescheidenen Bürgerhause herrschenden Sitten zu achten verstehen werde.

Ich gestehe, daß ich in dieser Hinsicht nicht ganz frei von Furcht war und zankte seit dem Morgen mit Swiatetzki. Eigensinnig bestand er darauf, seine Schäftenstiefel anzuziehen, erst nach langem Flehen gab er endlich nach, indem er meinte, daß er nicht wisse, weshalb er nicht 'mal ein Narr sein sollte. Nur schade, daß seine Stiefel allzusehr an die Fußbekleidung der Forscher von Zentralafrika erinnerten, denn seitdem der Schuster sie auf Kredit geliefert hatte, kamen sie mit Wichse überhaupt nicht in Berührung. Was war zu tun!

Noch schlimmer war, daß Swiatetzkis Kopf, wie ein waldbewachsener, vom Sturm zerwühlter Gipfel des Tatragebirges aussah. Das mußte ich mir aber gefallen lassen, da es in der ganzen Welt keinen Striegel gab, der diese wilde Mähne gefügig machen könnte; dagegen gelang es mir, Swiatetzki zu zwingen, anstatt seiner Alltagsbluse einen Rock anzuziehen. Er tat es, aber mit der Miene einer seiner Leichen, die ihn auch gleich in Grabesstimmung versetzte.

Auf der Straße sahen sich die Leute nach seinem Knüppelstock und seinem zerrissenen Riesenhut um, ich aber war daran gewöhnt . . .

Wir klingelten und traten ein.

Schon im Vorzimmer vernahm ich die Stimme des Vetters Jatschkowitsch, der groß und breit von Übervölkerung sprach. Das ist sein Steckenpferd und zugleich auch seine Weisheit. Kasja war süß und reizend und sah in ihrem duftigen Musselinkleid wie ein Wölkchen aus . . . Suslowski erschien im Frack, ebenso sämtliche männliche Verwandten, und die Tanten hatten ihre seidenen Kleider angelegt.

Swiatetzkis Erscheinen machte Eindruck. Man betrachtete uns mit einer gewissen Unruhe . . . Er blickte mit unfreundlicher Miene umher und erklärte Suslowski, daß er nicht belästigen würde, wenn nicht Wladeks Hochzeit oder so was ähnliches . . .

Dieses „so was ähnliches“ wurde sehr übel aufgenommen. Suslowski reckte sich mit Würde und fragte, was Herr Swiatetzki unter „so was ähnliches“ verstand . . . Herr Swiatetzki antwortete, daß es ihm egal sei, daß er sich aber

für Wladek sogar lackieren lassen würde, besonders, wenn er wüßte, daß Herrn Suslowski daran gelegen war . . . Mein zukünftiger Schwiegervater betrachtete seine Frau, mich und Kasja mit einem Blick, in welchem Staunen und Entrüstung wetteiferten.

Zum Glück rettete ich die Situation und bat mit einer bei mir seltenen Geistesgegenwart meinen zukünftigen Schwiegervater, er möchte mich den Familienmitgliedern vorstellen, die ich noch nicht kannte . . .

Es folgte die Vorstellung, dann setzten wir uns.

Kasja nahm neben mir Platz und ließ ihre Hand in der meinigen ruhen. Das Zimmer war voll von Leuten, aber alle waren steif und schwiegen. Eine schwüle Atmosphäre.

Vetter Jatschkowitsch war wieder bei seinem Übervölkerungsthema angelangt. Mein Swiatetzki sah unter den Tisch . . . Immer lauter ertönte in der Stille die Stimme des Vetters, dem ein Vorderzahn fehlte und überall, wo er „sch“ zu sprechen hatte, einen zischenden Laut hervorbrachte . . .

„Das schlimmste Unglück kann daraus für ganz Europa entstehen,“ meinte Jatschkowitsch.

„Emigration,“ bemerkte jemand.

„Die Statistik weist aus, daß die Emigration die Übervölkerung nicht aufhält . . .“

Plötzlich erhob Swiatetzki seinen Kopf und richtete seine Fischaugen auf den Sprechenden.

„Dann müssen eben bei uns chinesische Sitten eingeführt werden,“ versetzte er mit düsterem Baß.

„Verzeihen Sie, wie meinen Sie das?“

„In China haben die Eltern das Recht, schwachsinnige Kinder zu erwürgen, — bei uns wäre es vielleicht gut, wenn Kinder dieses Recht an ihren Eltern ausübten.“

Die Tat war geschehen! Der Blitz hatte gezündet, das Sofa ächzte unter den Tanten, und ich war verloren. Suslowski schloß die Augen, unfähig ein Wort hervorzubringen.

Alles schwieg.

Endlich ertönte die drohende und zitternde Stimme meines Schwiegervaters:

„Mein Herr, ich hoffe, daß Sie als Christ . . .“

„Weshalb soll ich denn Christ sein?“ unterbrach Swiatetzki, unheilvoll den Kopf schüttelnd.

Der zweite Blitz! Das Sofa mit den Tanten fing an zu zittern, wie im Fieber und schien in einen Abgrund fallen zu müssen . . . und auch ich fühlte, wie der Boden sich unter mir öffnete.

Alles war verloren, alle Hoffnung geschwunden!

Plötzlich brach Kasja in ein glockenhelles Lachen aus, ihr folgte Jatschkowitsch, ohne zu wissen warum, und schließlich platzte auch ich heraus, ebenfalls ohne Grund.

„Papa!“ rief Kasja. „Wladek sagte dir ja im voraus, Herr Swiatetzki sei ein Original. Herr Swiatetzki scherzt, ich aber weiß, daß er eine Mutter hat, und daß er der beste Sohn ist.“

Ein Schelm, diese Kasja! Sie hatte es nicht nur ausgedacht, sondern auch erraten, denn Swiatetzki hatte wirklich eine alte Mutter und war ein guter Sohn.

Ihr Lachen und die obigen Worte bewirkten eine gewisse Ablenkung, eine noch größere bildete bald darauf das Erscheinen des Dieners mit Wein und Kuchen. Es war derselbe Portier, der mir meine letzten drei Rubel stahl. Jetzt hat man ihm eine Livree angezogen, und er trat als Lakai auf. Die Augen hielt er starr auf das Teebrett gerichtet, das Glas klirrte, und er bewegte sich so langsam, als ob er ein bis an den Rand gefülltes Glas Wasser hielte.

Ich fürchtete, er würde alles fallen lassen; zum Glück erwies sich meine Befürchtung als eitel . . .

Nach einer Weile waren die Gläser gefüllt.

Wir traten an den Verlobungsakt heran . . .

Ein junges Cousinchen hielt einen Porzellanteller, auf dem zwei Ringe lagen. Die Augen traten ihr vor Neugier aus dem Kopf, die ganze Zeremonie schien ihr so großes Vergnügen zu bereiten, daß sie mitsamt dem Teller in die Höhe sprang. Suslowski erhob sich, desgleichen die anderen, man hörte das lärmende Rücken der Stühle.

Dann folgte Schweigen. Ich hörte, wie eine Matrone flüsternd bemerkte, sie habe von mir einen anständigeren Ring erwartet . . . trotzdem blieb die Stimmung so feierlich, daß die Fliegen von den Wänden fielen . . .

Suslowski erhob die Stimme:

„Meine Kinder, empfangt den Segen der Eltern.“

Kasja kniete nieder, ich tat dasselbe.

Welche Miene dieser Swiatetzki jetzt haben mußte! Wenn ich ihn nur sehen könnte!

Aber ich wagte nicht, ihn anzublicken. Ich hielt den Blick auf Kasjas Musselinkleid gerichtet, das auf dem ver-

blichenen, roten Teppich einen schönen Farbenfleck bildete. Die Hände von Herrn und Frau Suslowski ruhten auf unseren Häuptern, sodann begann mein zukünftiger Schwiegervater:

„Liebe Tochter! Du hattest zu Hause das beste Beispiel dafür, was eine Frau für den Mann sein muß. Ich brauche dich also die Pflichten nicht zu lehren, auf die dich dein Mann aufmerksam machen wird (das will ich meinen) . . . aber ich wende mich nun an Sie, Herr Wladyslaw!“

Nun folgte eine ordentliche Rede, während welcher ich bis hundert zählte und dann wieder von neuem anfing. Suslowski, der Staatsbürger, Suslowski, der Beamte, Suslowski, der Vater, Sulowski, der Römer, hatte Gelegenheit, seine ganze Größe zu zeigen . . . Die Worte: Kind, Eltern, Pflichten, Zukunft, Segen, Dornen, reines Gewissen schwirrten mir in den Ohren wie ein Wespenschwarm, umkreisten meinen Kopf, stachen mich in die oben erwähnten Ohren, in den Nacken, in den Kopf . . .

Meine Kravatte mußte wohl zu eng gebunden sein, denn ich glaubte zu ersticken. Ich hörte das Schluchzen von Mama Suslowska und wurde gerührt, denn sie ist im Grunde eine gute Frau; auch vernahm ich das Klappern der Ringe auf dem Porzellanteller, den das zappelnde Cousinchen in der Hand hielt. Jesus Christus! Das Gesicht von Swiatetzki möchte ich nicht sehen! Endlich standen wir auf, die Cousine schob mir den Teller direkt vor die Augen. Kasja und ich wechselten die Ringe.

Uff! Ich war ganz müde geworden, dachte aber, daß nun die Feierlichkeit zu Ende wäre; aber nicht im geringsten!

Suslowski rief uns, wir möchten sämtliche Tanten um ihren Segen bitten.

Wir gingen. Ich küßte fünf Hände, die alle an Storchfüße erinnerten.

Die Tanten hegten die Hoffnung, daß ich ihr Vertrauen rechtfertigen würde.

Was für ein Vertrauen können sie zu mir haben, zum Teufel! Vetter Jatschkowitsch umarmte mich heftig — ich fühlte, daß meine Kravatte entschieden zu eng gebunden war . . .

Aber das schlimmste war Gott sei Dank vorüber. Es fing schon an zu dämmern . . . Der Tee wurde hereingebracht.

Ich saß neben Kasja und tat fortwährend, als ob ich Swiatetzki nicht sah. Der Affe verschaffte mir nochmals einen Schreck, als er auf die Frage, ob er nicht ein wenig Arrak in den Tee nehmen wollte, antwortete, daß er Arrak nur flaschenweise trinke . . . Der Rest des Abends ging glücklich zu Ende.

Als wir draußen waren, schöpfte ich aus tiefster Brust Atem und überzeugte mich, daß meine Kravatte wirklich zu eng gebunden war. Schweigend gingen wir nach Hause. Mit der Zeit begann aber diese Stille auf mir zu lasten, und bald schien sie mir unerträglich. Ich fühlte, daß ich Swiatetzki entschieden etwas von meinem Glück, von dem reizend verlaufenen Abend und von meiner Liebe zu Kasja sprechen mußte . . . Ich war ganz nahe daran, aber es ging nicht! Endlich, als wir schon ganz dicht bei meinem Atelier waren, sagte ich:

„Gestehe, Swiatetzki, das Leben ist doch schön!“

Swiatetzki blieb stehen, blickte mich von der Seite an und erwiderte: „Du, Pudel!“

An diesem Abend sprachen wir nicht mehr miteinander.

## VIII.

Acht Tage nach dem Verlobungsabend wurden meine „Juden“ ausgestellt. Das Bild wurde in einem besonderen Saal untergebracht, und die Verwaltung ließ sich besonderes Eintrittsgeld bezahlen. Die Hälfte des Reingewinnes war für mich bestimmt . . . In der Ausstellung soll vom Morgen bis zum Abend großes Gedränge herrschen . . .

Ich war nur einmal da, da die Leute mich aber mehr ansahen, als das Bild, gehe ich nicht mehr hin, denn ich sehe nicht ein, wozu ich mich ärgern soll.

Wäre mein Bild ein Kunstwerk, wie man es bisher noch nicht gesehen, so würde das Publikum immer noch jene Neugierde befriedigen, die es treibt, einen „Krao“ oder einen Hottentotten zu betrachten, der lebendige Tauben verschlingt. Ein solcher Hottentotte war ich in diesem Falle . . . Ich wäre zufrieden, wenn ich wirklich der Pudel wäre, für den Swiatetzki mich hielt. Aber ich bin zu sehr Maler, um über eine solche Erniedrigung der Kunst zugunsten einer modernen Spezialität ohne Zorn hinwegzukommen.

## IX.

Vor drei Wochen wußte kaum ein Mensch von mir. Jetzt empfing ich täglich ein Dutzend Briefe, hauptsächlich

Liebesbriefe. Von fünfen begannen vier mit folgenden Worten:

„Wenn Sie den Brief gelesen haben, so werden Sie vielleicht die Schreiberin verachten, die . . . usw.“ Ich werde die Schreiberin nicht verachten, unter der Bedingung, daß sie mich in Frieden läßt.

Wäre nicht Kasja, so würde ich, offen gesagt, kaum gegen diesen Gefühlsschwall ein so gleichgültiges Achselzucken bewahrt haben. Hauptsächlich empört es mich, wie eine solche „Unbekannte“ darauf rechnen kann, daß ein Mann, ohne sie gesehen zu haben, ohne weiteres ihrer Aufforderung folgen wird. Lüfte zuerst den Schleier, schöne Unbekannte! Wenn ich dich sehe, so werde ich dir sagen . . . O weh! nichts werde ich sagen, denn Kasja . . .

Ich erhielt auch einen anonymen Brief von einer grauhaarigen Freundin, die mich einen Meister und Kasja ein Gänschen nennt.

„Meister, ist das eine Frau für dich?“ fragte meine grauhaarige Freundin. „Ist diese Wahl desjenigen würdig, auf den die Augen des ganzen Landes gerichtet sind? Sie sind das Opfer einer Intrigue“ . . .

Eine seltsame Annahme und ein noch seltsameres Verlangen, ich möchte mich nicht nach meinem Herzen, sondern nach dem Geschmack der öffentlichen Meinung verheiraten, um die Menschen zu bezaubern.

Die arme Kasja störte sie bereits.

Es gibt zweifellos größere Verbrechen, als anonyme Briefe, aber keine größere . . . wie soll ich mich nur recht zart ausdrücken . . .

Ach, lassen wir das.

Der Termin unserer Hochzeit war noch nicht bestimmt, aber das wird bald erfolgen.

Unterdessen bat ich Kasja, daß sie sich recht schön ankleide, dann wollte ich sie in die Ausstellung führen. Man sollte uns dort zusammen sehen.

Auch zwei „Kadaver" von Swiatetzki waren aus Paris angekommen.

Das Bild heißt: „Die letzte Begegnung" und stellt die Leichen eines jungen Mannes und eines Mädchens dar, die auf dem Seziertisch nebeneinander liegen. Die Idee des Bildes bedarf keines Kommentars, man begreift, daß diese beiden Toten sich bei Lebzeiten geliebt hatten, daß sie von der Not getrennt und vom Tode wieder vereint wurden.

Die über die Leichen geneigten Studenten sind im Bilde etwas hart geraten, in der Perspektive des Prosektoriums sind einige Fehler, aber die „Kadaver" sind vorzüglich gemalt. Eine Eiseskälte weht geichsam von den Leichen. Das Bild bekam im Salon nicht einmal eine Auszeichnung, vielleicht, weil es so unangenehm wirkt, aber die Kritik lobte es.

Unter unseren „Pinselmeistern" gibt es zweifellos so manches Talent. Außer Swiatetzkis Leichen ist „Koretzkis Tod" von Franek Zepkowski ausgestellt. Eine riesige Kraft und viel Individualität. Swiatetzki nennt Franek einen Idioten. Erstens, weil er das Haar tief in die Stirn kämmt und weil er einen Spitzbart trägt. Zweitens, weil er sich nach der letzten Mode kleidet und drittens, weil er furchtbar gut erzogen, sehr manierlich ist und ziemlich oft von seinen hochgeborenen Verwandten spricht.

Aber Swiatetzki irrt sich . . . das Talent ist ein Vogel, der sich einnistet, wo es ihm einfällt. Einmal in öder Wildnis, ein anderes Mal in einem gepflegten Garten.

Ich habe in München und Paris Maler gesehen, die wie Bierbrauerknechte aussahen und auch solche, die man für Friseure oder Gecken halten konnte; man hätte keinen Dreier für die gegeben, und doch steckte in der Seele dieser und jener eine ungewöhnliche Phantasie, Sinn für Form, Farben und die Gabe, ihre Empfindung auf Leinwand auszudrücken. Ostschinski, der für alles eine fertige Bezeichnung hat, würde in seinem „Fliegenden Boten" darüber schreiben: „Spiritus fiat, ubi vult!" Nach Swiatetzkis Meinung ist die historische Malerei ein gräßlicher Barbarismus. Ich male keine Geschichtsbilder und persönlich geht es mich nichts an, aber ich höre die vermeintlich moderne Anschauung von allen Seiten. Sie ist bereits eine stehende Redensart geworden, die mich zu langweilen beginnt. Unsere lieben polnischen Maler haben einen Fehler. Sie vermählen sich sofort mit irgendwelcher Doktrin über die Kunst und leben nachher unter dem Pantoffel dieser Dame, betrachten alles mit ihren Augen, schnitzen die Kunst nach ihren Angaben zurecht und erfüllen mehr die Pflichten eines Apostels, als eines Malers.

Im Gegensatz zu dem oben Gesagten kannte ich auch Maler, die sich die Lippen wund redeten, um zu erklären, was Kunst ist und was sie sein müßte, und sobald sie den Pinsel in die Hand nahmen, leisteten sie überhaupt nichts.

Zuweilen dachte ich daran, daß die Theorie der Kunst von Philosophen gemacht werden müßte; wenn sie etwas

Dummes schaffen, so sollen sie dafür verantwortlich sein, die Maler aber sollten malen, was ihnen das Herz eingab; — malen können ist entschieden das wichtigste Erfordernis.

Meiner Ansicht nach ist das kläglichste Talent mehr wert, als die großartigste Doktrin, und die herrlichste Doktrin wird von der Freiheit, seine Tätigkeit selbständig zu bestimmen, — auch wäre es nichts weiter als Schuhe zu putzen — übertroffen.

Ich war mit Kasja und Suslowski in der Ausstellung.

Vor meinem Bilde drängte sich das Publikum fortwährend.

Sobald wir eintraten, erhob sich ein Geflüster, und dieses Mal schauten die Leute weder das Bild, noch mich, sondern vor allem Kasja an. Besonders die Frauen wandten kein Auge von ihr. Ich sah, daß sie sich fabelhaft darüber freute, aber ich nahm es ihr nicht übel . . .

Schlimmer war es, daß sie Swiatetzkis Bild unanständig nannte. Suslowski erklärte, sie hätte ihm das Wort aus dem Mund genommen, ich aber war wütend, daß Kasja in solcher Weise über die Kunst urteilte! Vor Wut verabschiedete ich mich von ihnen unter dem Vorwand, daß ich mich mit Ostschinski verständigen müsse; ich ging auch wirklich zu ihm, aber nur um ihn zum Frühstück mitzunehmen.

## X.

Ich habe ein Wunder gesehen! Einfach ein Wunder!

Jetzt erst begriff ich, wozu der Mensch Augen hat.

Donnerwetter! welche Schönheit!

Als ich mit Ostschinski über die Straße ging, bemerkte ich plötzlich an der Ecke der Wieschbowastraße eine Dame. Ich blieb wie versteinert, gleichsam in die Erde gewachsen, stehen, riß die Augen auf, verlor das Bewußtsein und packte in meiner Verwirrung Ostschinskis Krawatte, die sich unter meinen Fingern auflöste . . .

Ich war nahe daran, um Hilfe zu rufen.

Nicht allein ihre Schönheit, ihre vollkommenen Gesichtszüge hatten es mir angetan, das ganze war direkt ein Künstlertraum! Ein Meisterwerk in Zeichnung, Kolorit und Empfindung. Greuze würde bei ihrem Anblick aus dem Grabe aufstehen und sich dann aufhängen, weil er solche Scheusale gemalt hatte.

Ich konnte den Blick nicht von ihr wenden . . . Sie ging allein oder vielmehr nicht allein, denn mit ihr ging die Poesie, die Musik, der Frühling, die Wonne und die Liebe. Ich weiß nicht, ob ich sie sogleich hätte malen wollen, denn lieber hätte ich vor ihr niederknieen mögen, ihre Füße küssen, zum Dank, daß sie so viel Schönheit barg. Was wußte ich übrigens, was ich in diesem Augenblick wollte!

Sie ging an uns vorbei, friedlich wie ein Sommertag. Ostschinski grüßte sie, aber sie sah ihn nicht . . . ich erwachte wie aus einer Verblendung und rief: „Folgen wir ihr."

„Nein," antwortete Ostschinski, „bist du verrückt geworden? Ich muß mir die Krawatte binden. Laß das sein, ich kenne diese Dame!"

„Du kennst sie? Stelle mich vor."

„Fällt mir nicht ein . . . kümmere du dich um deine Braut."

Ich verfluchte Ostschinski und seine Nachkommen bis zum neunten Geschlecht und machte den Ansatz, der Unbekannten allein zu folgen. Unglücklicherweise stieg sie in eine Droschke.

Von weitem sah ich nur ihren Florentinerhut und ihren roten Sonnenschirm.

„Kennst du sie wirklich?“ fragte ich Ostschinski.

„Ich kenne alle Menschen!“

„Wer ist diese Dame?“

„Frau Helena Koltschanowska geborene Turno, oder die sogenannte Fräulein-Witwe.“

„Wieso denn Fräulein-Witwe?“

„Weil ihr Mann während eines Festessens gestorben ist. Wenn du schon ein wenig abgekühlt bist, werde ich dir ihre Geschichte erzählen. Es war einmal ein sehr reicher, kinderloser Junggeselle, Koltschanowski de Koltschanowo, ein Edelmann aus der Ukraina. Er hatte eine sehr nette Verwandtschaft, die ihn zu beerben hoffte und — einen furchtbar kurzen Hals, der den Erben die schönsten Hoffnungen einflößte. Ich kannte diese Erben. Es waren wirklich sehr anständige Leute, aber es ist einmal nicht anders! Selbst die Anständigsten, die am wenigsten Berechneten konnten sich nicht enthalten, Koltschanowskis Hals mit stillem Vergnügen zu betrachten. Das wurde dem alten Junggesellen schließlich so unangenehm, daß er sich, seiner Familie zum Trotz, um die Hand einer Nachbarstochter bewarb. Im Ehekontrakt verschrieb er ihr sein ganzes Vermögen, dann folgte die Trauung und die Hochzeitsfeier, mit großem Souper, und als dieses sich seinem Ende näherte, wurde er vom Schlage

getroffen und starb auf der Stelle. Auf diese Weise wurde Frau Helena Fräulein-Witwe — verstehst du jetzt?“

„Ist das lange her?“

„Vor drei Jahren. Sie stand damals im zweiundzwanzigsten Jahr . . . seitdem hätte sie sich zweiundzwanzigmal verheiraten können, aber sie will nicht. Man nahm an, sie warte auf einen Fürsten, aber auch das traf nicht zu, denn vor kurzem gab sie einem Fürsten, der um sie warb, ebenfalls einen Korb. Übrigens weiß ich ganz genau, daß sie durchaus anspruchslos ist, ein Beweis dafür ist auch Frau Koltschanowskas intime Freundschaft mit unserer bekannten, sympatischen, begabten Schauspielerin Eva Adami, deren Pensionsgenossin sie ehemals gewesen.“

Als ich das hörte, sprang ich vor Freude in die Höhe. Wenn es so ist, brauchte ich Ostschinski nicht mehr. Meine liebe, gute Eva wird die Bekanntschaft zwischen Frau Koltschanowska und mir ganz einfach vermitteln.

„Du willst mich also nicht bei ihr einführen?“ fragte ich Ostschinski.

„Wenn man durchaus eine Bekanntschaft machen will, so findet man schließlich den Weg,“ entgegnete Ostschinski. „Da du mich aber seiner Zeit bei Kasja ausgestochen hast, so möchte ich nicht, daß man unter gewissen Umständen sage, ich hätte dazu beigetragen . . . man kann schließlich nicht wissen . . . Leb' wohl!“.

Ich sollte an diesem Tage bei Suslowski zu Mittag speisen, aber ich schrieb ihnen ab.

Ich litt zwar niemals an Zahnschmerzen, aber unmöglich war doch so etwas nicht.

Hela stand mir den ganzen Tag unausgesetzt vor den Augen. Was wäre das auch für ein Maler, den eine solche Schönheit nicht verwirren würde. Ich malte im Geiste mindestens zehn Porträts von ihr, auch fiel mir die Idee zu einem Bilde ein, in welchem ihr Gesicht einen glänzenden Eindruck machen würde. Ich müßte sie nur noch ein paarmal sehen.

Ich rannte zu Eva Adami, traf sie aber nicht an.

Am Abend fand ich ein Briefchen von Kasja, mit der Aufforderung sie am nächsten Morgen in die Trinkhalle zu begleiten und später bei ihnen Kaffee zu trinken. Dieser Brunnen und der Kaffee sind eine wahre Plage, denn, wenn ich Eva des Morgens nicht antreffe, so kann ich sie den ganzen Tag über nicht abfassen.

Eva Adami (das ist ihr Bühnenname, eigentlich heißt sie Anna Jedlinska) ist ein prachtvolles Mädchen.

Ich bin mit ihr seit Jahren befreundet, wir sagen uns du. Sie ging vor etwa neun Jahren zum Theater und blieb rein im vollen Sinne dieses Wortes. Im Theater gibt es zweifellos viele Frauen, deren physische Reinheit unantastbar geblieben ist. Aber wenn ihre Korsettpanzer eines Tages alle Begierden ihrer Herrinnen verraten wollten, so nehme ich an, es würde selbst der unverschämteste Pavian erröten, soweit er nicht mit Fell bedeckt ist. Das Theater verdirbt die Seele, besonders die Frauenseele.

Man kann von einer Frau, die jeden Abend Liebe, Treue, Edelsinn usw. spielt, nicht verlangen, daß sich in ihr nicht schließlich das instinktive Bewußtsein entwickelt, als wären alle diese Tugenden nur Tand, der zur dramatischen

Kunst und zu der Schauspielerkunst gehört, der aber mit dem wirklichen Leben in keinerlei Verhältnis steht.

Der riesige Unterschied zwischen der Kunst und der Wirklichkeit des Lebens bestärkt sie in dieser Empfindung; das Rivalisieren und der Neid um Beifall vergiften die edelsten Regungen des Herzens.

Die fortwährenden Berührungen mit so verdorbenen Menschen, wie die Schauspieler es sind, erweckt ihre Sinne. Die weißeste Angorakatze würde sich unter solchen Umständen auch schwarz anstreichen. Zu siegen vermag hier nur ein großes Talent, das sich im Feuer der Kunst läutert oder eine durch und durch ästhetische Natur, in die das Böse nicht hineindringt, ähnlich wie das Wasser nicht am Schwanengefieder haften bleibt. Zu solchen undurchdringlichen Naturen gehört Eva Adami.

Spät nachts habe ich oft bei Tee und brennender Pfeife mit meinen Kollegen über die Menschen gesprochen, die der Künstlerwelt angehören, von der höchsten Kategorie, den Poeten, bis zur niedrigsten, den Schauspielern.

Ein Wesen, dessen Phantasie mehr entwickelt ist, als bei einem anderen Sterblichen, das sinnlicher, empfänglicher, leidenschaftlicher ist als andere, das im Reiche des Glückes und der Genüsse alles kennt und mit unerhörter Kraft begehrt — das ist der Künstler.

Kein Wunder, daß er dreimal mehr Charakter und Willenskraft besitzen muß, als andere Menschen, um alle Versuchungen abzuwehren.

Ebenso jedoch wie es keinen Grund gibt, aus welchem eine schönere Blume dem Sturme standhafter trotzen sollte,

dich einmal sehen!“ Ich freute mich, daß ich sie zu Hause traf.

Sie trug einen türkischen Schlafrock mit roten Palmen auf cremefarbenem Grund, der mit einer altgoldenen Borte garniert war und weitgeschlitzte Ärmel hatte. Der Besatz hob sich besonders schön von ihrem blassen Teint und ihren veilchenblauen Augen ab. Das sagte ich ihr. Sie war sehr froh darüber, ich machte mich sofort an die Sache.

„Meine goldene Diva,“ rief ich, „du kennst Frau Koltschanowska, diese reizende Ukrainerin?“

„Ich kenne sie, sie ist meine Schulfreundin.“

„Führe mich zu ihr!“

Eva schüttelte das Köpfchen.

„Beste! Süßeste, wenn du mich ein wenig lieb hast!“

„Nein, Wladek, ich führe dich nicht hin.“

„Siehst du, wie schlecht du bist, und ich war einmal nahe daran, mich in dich zu verlieben.“

Was für eine Mimose diese Eva ist!

Als sie das hörte, errötete sie, stützte die Ellbogen (ein wahres Wunderwerk der Natur) auf den Tisch, ihr bleiches Gesicht auf die Hände und sagte:

„Wann war das?“

Ich hatte es eilig, über Hela zu sprechen, aber ich war tatsächlich einmal nahe daran, mich in Eva zu verlieben, und da ich sie jetzt in gute Laune versetzen wollte, fing ich an, zu erzählen.

„Das kam so . . . Wir gingen eines Tages nach dem Theater in den Botanischen Garten. Erinnerst du dich der schönen Nacht?! Wir saßen auf einer Bank am Bassin, da

du die Nachtigall hören wolltest. Ich war ein wenig traurig, nahm den Hut ab, da ich Kopfschmerzen hatte, du gingst an das Bassin, tauchtest dein Tuch ins Wasser und legtest es mir mit einer Hand um die Stirn. Damals erschienst du mir gut wie ein Engel, und ich dachte: Wenn ich diese Hand erfasse und meine Lippen darauf drücke, dann ist es mit mir vorbei, dann verliebe ich mich sterblich in dich."

„Und weiter?" fragte Eva leise.

„Plötzlich rücktest du von mir weg, als errietest du etwas."

Eva saß eine Weile nachdenklich da, plötzlich erwachte sie aus ihrem Sinnen und sagte mit nervöser Eile:

„Ich bitte dich, sprechen wir nicht davon."

„Schön! Weißt du, Eva, ich liebe dich zu freundschaftlich, als daß ich mich in dich jemals verlieben könnte; das eine schließt das andere aus. Seitdem ich dich kennen lernte, hege ich für dich die herzlichste und wahrste Anhänglichkeit."

„Sag' einmal!" unterbrach mich Eva, ihrem eigenen Gedankengang folgend, „ist es wahr, daß du verlobt bist?"

„Jawohl."

„Warum hast du mir das nicht erzählt?"

„Die Sache war abgebrochen, und wurde erst unlängst wieder geordnet. Aber wenn du mir etwa sagen willst, daß ich als Verlobter die Bekanntschaft mit Frau Hela nicht suchen könnte, so antworte ich dir im voraus, daß ich Maler war, bevor ich Bräutigam wurde. Und um sie hast du doch wohl keine Angst?"

„Das bilde dir nur nicht ein. Ich werde dich zu ihr nicht einführen, weil ich sie dem Gerede der Menschen nicht

aussetzen will. Man sagt, daß seit einigen Wochen halb Warschau in dich vernarrt ist, man erzählt sich unerhörte Dinge von deinen Erfolgen. Erst gestern hörte ich einen Witz, du habest dir aus den zehn Geboten Gottes eins zusammengestellt. Weißt du, welches?"

„Welches denn?"

„Du sollst das Weib deines Nächsten nicht vergeblich begehren!"

„O Gott, du kennst mein Elend! Aber der Witz ist gut!"

„Und wahrscheinlich auch zutreffend!"

„Höre mal, Evchen, willst du die ganze Wahrheit wissen? Ich war stets schüchtern und unbeholfen, hatte nie Glück bei den Frauen und habe es auch heute nicht. Die Leute denken sich, wer weiß was, dabei ahnst du gar nicht, wieviel Wahrheit in meinem Ausruf steckt: Gott! du siehst mein Elend!"

„Povero maëstro!"

„Laß das Italienisch . . . Wirst du mich bei Frau Koltschanowska einführen?"

„Lieber Wladek, ich kann es nicht . . . Je mehr du als Don Juan giltst, um so weniger schickt es sich, daß ich, als Schauspielerin, dich bei einer alleinstehenden Dame einführe, die dazu so auffallend ist, wie Hela."

„Warum empfängst du mich denn?"

„Ich bin etwas anderes! Ich bin Schauspielerin und kann die Worte Shakespeares auf mich anwenden: ‚Wärest du rein wie eine Träne und weiß wie Schnee, du entgehst dennoch der Verleumdung nicht!'"

„Man kann ja den Verstand verlieren, wenn es so ist.

Folglich darf jeder Mensch sie kennen, bei ihr verkehren und sie bewundern, nur ich allein nicht! Und warum nicht? Weil ich ein gutes Bild gemalt und eine gewisse Berühmtheit erlangt habe."

„Von deinem Standpunkte hast du recht," sagte Eva lächelnd, „du ahnst gar nicht, daß ich sofort erriet, wozu du zu mir kamst. Ostschinski war bei mir und redete mir zu, dich lieber bei Hela nicht einzuführen."

„Aha, ich verstehe!"

„Und du versprachst es ihm."

„Das tat ich nicht, ich wurde sogar böse . . . Trotzdem glaube ich, daß es besser ist, ich mache dich mit Hela nicht bekannt. Wir wollen jetzt lieber über dein Bild sprechen."

„Laß mich zufrieden mit meinem Bild und mit der Malerei! Wenn du nicht willst, dann lassen wir es eben. Ich erkläre dir aber, daß ich im Laufe von drei Tagen Frau Hela kennen lernen werde, und sollte ich schließlich in Verkleidung zu ihr gehen . . ."

„Verkleide dich als Gärtner und bringe ihr einen Strauß von Ostschinski."

In diesem Augenblick blitzte mir ein Gedanke durch den Kopf, der mir so vortrefflich erschien, daß ich mich vor die Stirn schlug, den Zorn und Groll vergaß, den ich noch vor einer Weile gegen Eva empfand und rief:

„Gib mir dein Wort, daß du mich mich nicht verraten wirst."

„Ich gebe es dir," antwortete Eva neugierig.

„Wisse also, daß ich mich als ein alter ukrainischer Barde verkleide; ein Kostüm und eine Leier besitze ich, die

Ukraine kenne ich, und auch Ukrainer Lieder . . . Frau Koltschanowska ist eine Ukrainerin und wird mich sicherlich empfangen. Verstehst du?“

„Eine originelle Idee,“ sagte Eva.

Sie ist zu sehr Künstlerin, als daß ihr der Einfall nicht gefallen sollte, übrigens gab sie mir ihr Wort, mich nicht zu verraten . . . und hatte nichts dagegen einzuwenden.

„Wirklich eine originelle Idee,“ wiederholte sie. „Hela liebt ihre Heimat so sehr, daß sie sicher zu Tränen gerührt sein wird, wenn sie hier in Warschau einen ukrainischen Barden sehen wird.

Aber was wirst du ihr sagen? Wie willst du ihr erklären, wieso du hier an die Ufer der Weichsel kamst?“

Mein Eifer teilte sich unwillkürlich auch Eva mit.

Nach einer Weile saßen wir eifrig beisammen und schmiedeten ein wahres Komplott.

Wir verabredeten, daß ich mich charakterisieren würde, Eva wollte mich mit ihrem Wagen abholen, damit ich keine allzu große Aufmerksamkeit errege; Frau Hela sollte von nichts wissen, bis Evchen ihr das Geheimnis selber verriet! Ich amüsierte mich mit Evchen ganz ausgezeichnet über unsere Idee, küßte ihre Hände, und sie behielt mich zum Frühstück.

Den Abend verbrachte ich bei Suslowskis.

Kasja war etwas verdrießlich, weil ich mich morgens nicht eingestellt hatte, aber ich ertrug ihre Laune wie ein sanfter Engel und dachte dabei an unseren Plan für den nächsten Tag und an Hela.

## XI.

Elf Uhr morgens.

Eva mußte jeden Augenblick kommen. Ich trug ein Hemd von grober Leinwand, das auf der Brust geöffnet war, einen etwas schäbigen, aber ordentlichen Kittel, einen Gürtel, Stiefel, und alles, was dazu gehörte.

Die Haare der grauen Perrücke fielen mir über die Augen, und man mußte sehr scharf hinsehen, um zu erkennen, daß es eine Perrücke war. Mein Bart war ein Kunstwerk geduldiger, emsiger Arbeit. Um acht Uhr morgens klebte ich mit Hilfe besonders dicken Klebstoffes weiße Strähnen zwischen mein Haar und nahm ein so ehrwürdiges Aussehen an, wie ich es im Alter kaum natürlicher erwerben könnte. Mittels verdünnter Sepia wurde meine Hautfarbe dunkel, und Swiatetzki machte mir geradezu geniale Runzeln. Ich sah aus, wie ein Siebzigjähriger, Swiatetzki behauptete, ich könnte anstatt mit Malerei mein Brot als Modell erwerben, was für die Kunst sicherlich von größerem Vorteil wäre.

Es schlug halb zwölf . . . Eva fuhr pünktlich vor.

Ich schickte ein Bündel mit meinen gewöhnlichen Sachen nach dem Wagen, da ich nicht wissen konnte, ob ich mich nicht umkleiden mußte, dann ergriff ich die Leier, ging hinunter und rief Eva am Wagenschlag im ukrainer Dialekt zu:

„Gott sei Dank!“

Sie war erstaunt und entzückt.

„Ein wundervoller Leiermann! Prachtvoll!“ wiederholte sie lachend, „nur ein Künstler kann einen solchen Einfall haben.“

Beiläufig bemerkt, glich sie selber einem Sommermorgen. Sie trug ein Kleid von roher Seide und einen Strohhut mit Mohnblumen. Ich konnte mich nicht satt an ihr sehen. Sie kam in einem offenen Wagen, so daß wir im Nu von Gaffern umgeben wurden, aber sie machte sich nichts daraus.

Endlich setzte sich der Wagen in Bewegung; mein Herz pochte lauter bei dem Gedanken, daß ich in einer Viertelstunde Hela sehen sollte, von der ich bis jetzt nur geträumt hatte.

Wir waren noch nicht hundert Schritte gefahren, als ich von weitem Ostschinski bemerkte, der uns entgegenkam.

Der mußte auch überall auftauchen!

Als er uns bemerkte, blieb er stehen, grüßte Evchen und begann, uns beide, besonders aber mich, forschend zu betrachten . . . Ich glaube kaum, daß er mich erkannte, als wir aber an ihm vorüber waren und ich mich umschaute, sah ich, daß er noch immer dastand und uns mit dem Blick verfolgte. Erst, als wir um die Ecke bogen, entschwand er unseren Blicken. Der Wagen fuhr ziemlich rasch, trotzdem erschien mir die Fahrt wie eine Ewigkeit. Endlich hielten wir in der Belvedere-Allee. Wir waren vor Helas Haus angelangt.

Ich eilte zur Tür, als ob es brannte.

Eva lief hinter mir her und rief:

„Welch ein unausstehlicher, alter Kerl!“

Ein vornehmer Diener öffnete die Tür, und riß bei meinem Anblick die Augen weit auf. Eva beruhigte ihn, indem sie ihm sagte, daß der Alte mit ihr gekommen sei, und wir stiegen die Treppe hinauf.

Die Kammerzofe meldete uns, die gnädige Frau mache im Nebenzimmer Toilette und verschwand.

„Guten Morgen, Hela," rief Eva.

„Guten Morgen, Evchen," erwiderte eine entzückende, frische Stimme. „Ich bin sofort fertig."

„Hela du weißt gar nicht, welche Überraschung dich erwartet, und wen du hier sehen wirst . . . Ich habe dir einen Barden, den echtesten Barden, der jemals über die ukrainischen Steppen wanderte, mitgebracht."

Ein freudiges Jauchzen ertönte im Nebenzimmer, die Zimmer öffneten sich plötzlich, und Frau Hela stürzte in unfertiger Toilette, im Leibchen und mit aufgelöstem Haar herein.

„Ein Barde, ein blinder Sänger hier in Warschau!"

„Nein, er sieht," rief Eva hastig, um den Scherz nicht zu weit zu treiben. Aber es war schon zu spät, denn in demselben Augenblick stürzte ich zu Helas Füßen und begrüßte sie in ukrainischer Mundart.

„Engel Gottes!"

Ich umfaßte mit den Händen ihre Füße, und indem ich meine Augen erhob, konnte ich auch etwas weiter über den Knöcheln ihre wundervollen Formen bewundern.

„Kniet nieder, Völker, kommt her, und streut Weihrauch vor der Venus, der echten Venus!"

„Engel!" wiederholte ich mit ungelogener Begeisterung.

Meine Begeisterung erklärte sich übrigens damit, daß ich nach langem Wandern die erste Menschenseele aus der Ukraine wiederfand. Trotzdem versuchte Hela ihre Füßchen aus meiner Umarmung zu lösen, und sie zog sich zurück . . .

Einen Augenblick sah ich noch ihren entblößten Nacken und die Schultern, die mich an die Psyche aus dem Museum zu Neapel erinneren, dann verschwand sie hinter der Tür, und ich blieb kniend mitten im Zimmer liegen. Evchen drohte mir mit ihrem Schirm und lachte, indem sie ihr rosa Näschen in den Resedastrauß verbarg. Unterdessen begann durch die Tür eine Unterhaltung im wunderbarsten Dialekt, der jemals von der Mündung der Pripet bis zum Tschartomelik gesprochen wurde.

Ich hatte mich auf alle möglichen Fragen vorbereitet und log also wie gedruckt . . . Ich war in der Gegend von Tschehrynia Bienenzüchter, meine Tochter war einem Polen nach Warschau gefolgt und ich, Alter, blieb mit meiner Bienenzucht zurück, bis ich schließlich auch meiner Tochter folgte. Gute Leute gaben mir für meine Lieder einen Groschen . . . Und nun wollte ich mein liebes Kind wiedersehen, es segnen und wieder nach der Heimat zurückkehren; denn ich sehnte mich nach dem schönen Mutterland der Ukraine. Dort wollte ich sterben, zwischen meinen Bienenstöcken. Niemand bleibt von dem Tod verschont, und der alte Philipp muß nun bald daran glauben . . .

Was vermochte eine Schauspielernatur? Evchen wußte doch, wer ich war, und dennoch wurde sie von meiner Rolle so ergriffen, daß sie melancholisch ihr reizendes Köpfchen schüttelte und mich mitleidig ansah. Auch Helas Stimme aus dem Nebenzimmer bebte vor Rührung.

Die Tür öffnete sich leise, durch die Öffnung streckte sich ein wundervoll weißer Arm heraus, ich befand mich unerwartet im Besitz von drei Rubel, die ich annahm, weil ich

nicht anders konnte. Und ich überschüttete, meiner Rolle eingedenk, Helas Haupt im Namen aller Heiligen des Himmels mit einem Schwall von Segenswünschen. Bald jedoch wurde ich von der Zofe unterbrochen, die mit der Meldung hereintrat, daß Herr Ostschinski unten sei und fragen lasse, ob die gnädige Frau empfange.

„Laß ihn nicht herein! Liebste!“ rief Eva erschrocken.

Hela erklärte, daß sie ihn natürlich nicht empfangen werde. Sie äußerte sogar ihre Verwunderung über den Besuch zu so früher Stunde.

Auch ich begriff nicht, wie Ostschinski, der wegen seiner guten Manieren bekannt ist, so früh einen Besuch machen konnte.

„Dahinter steckt was“ sagte Eva, aber sie hatte zu weiteren Erklärungen keine Zeit, denn in diesem Augenblick erschien Hela schon angezogen, und bald darauf wurde gemeldet, daß das Frühstück bereit sei.

Beide Damen begaben sich ins Speisezimmer.

Hela wollte mich durchaus an den Tisch setzen, aber ich wehrte mich dagegen und ließ mich mit meiner Leier auf der Schwelle nieder.

Nach einer Weile wurde mir eine mit Speisen so vollbeladene Schüssel vorgesetzt. daß nach der Vertilgung derselben selbst sechs ukrainische Sänger sich hätten den Magen verderben können. Ich aß, da ich hungrig war und betrachtete während des Essens Hela.

Einen schöneren Kopf gibt es entschieden in allen Galerieen der Welt nicht! So lange ich lebe, habe ich so klare Augen noch nicht gesehen: es spiegelten sich in ihnen alle

ihre Gedanken, die man schauen konnte, wie in einem hellen Bach den Grund. Ihre Augen besaßen noch die Eigentümlichkeit, daß sie früher zu lachen begannen, als der Mund, wodurch das Antlitz sich erhellte, als ob ein Sonnenstrahl darauf fiele. Welche unvergleichliche Süßigkeit lag in der Form ihrer Lippen; es war ein Kopf in der Art, wie Carlo Dolce sie malt, obgleich die Zeichnung der Augen und der Augenbrauen an die edelsten Typen Raffael Sanzios erinnerte.

Endlich hörte ich auf zu essen und schaute sie unverwandt an . . . Ich hätte sie bis zum Tode so bewundern können.

„Du warst gestern nicht bei mir,“ sagte Hela zu Eva, „ich glaubte, du würdest am Nachmittag bei mir vorsprechen.“

„Früh hatte ich eine Probe und am Nachmittag wollte ich; Magorskis Bild ansehen.“

„Hast du es gesehen?“

„Ja, aber nicht genau, denn es war zu voll in der Ausstellung. Und du?“

„Ich war am Morgen dort. Welch ein Dichter! Man könnte mit diesen Juden mitweinen.“

Eva warf mir einen Blick zu, und meine Seele schwoll.

„Ich gehe so oft hin, wie ich kann“ fuhr Hela fort. Wir wollen einmal zusammen hin, ja? Vielleicht noch heute? Ich empfand so viel Vergnügen, das Bild zu betrachten und dabei zu denken, daß bei uns ein solches Talent erstand.“

Und diese Frau sollte man nicht vergöttern!

Aber wieder hörte ich ihre Stimme:

„Wie schade, daß man sich von diesem Magorski so wun-

derliche Dinge erzählt . . . Ich gestehe dir, es brannte mich die Neugier, ihn kennen zu lernen."

„Ach," versetzte Eva mit nachlässiger Handbewegung.

„Du kennst ihn, nicht wahr?"

„Ich versichere dir, daß er bei näherer Bekanntschaft sehr verliert, er ist eingebildet und ganz entsetzlich eitel!"

Ich hatte so große Lust, Eva die Zunge zu zeigen, daß ich mich kaum beherrschte, während sie ihre veilchenblauen Augen auf mich richtete und sagte:

„Ihr habt wohl keine Lust, mehr zu essen, Alterchen?"

Ich werde ihr die Zunge zeigen, ich halte es nicht aus.

Sie aber wandte sich wieder zu Hela und fuhr fort:

„O ja, es ist besser, Magorski zu bewundern, als ihn kennenlernen. Ostschinski bezeichnet ihn als ein Genie im Leibe eines Coiffeurs.

Ostschinski würde ich die Ohren abgerissen haben, wenn er so etwas gesagt hat, von Eva wußte ich, daß sie es hinter den Ohren hat, aber sie nahm das Maß zu voll.

Zum Glück war das Frühstück zu Ende.

Wir gingen in den Garten, wo ich meine Lieder vortragen sollte. Die Komödie ermüdete mich ein wenig, denn es wäre mir natürlich lieber, bei Hela in der Rolle eines Malers zu erscheinen, als in der eines Sängers . . .

Aber das ließ sich jetzt nicht mehr ändern.

Ich setzte mich an der Mauer im Schatten der Kastanien nieder, durch deren Laub das Sonnenlicht fiel und eine Menge heller Flecke auf den Boden warf. Die Schattenbilder zitterten, glimmerten, verschwanden, und erglänzten wieder, je nachdem der Wind die Blätter bewegte. Der Garten war sehr

geräumig, so daß man den Straßenlärm beinahe nicht hörte, besonders, da er von dem plätschernden Springbrunnen übertönt wurde. Die Hitze war groß. Im dichten Laube hörte man das Zirpen der Sperlinge, das jedoch immer schwächer und leiser wurde. Sonst herrschte ringsumher Stille.

Ich sah das schöne Bild, zu dem sich der Garten, die Bäumengruppe, die Sonnenflecke, der Springbrunnen, diese beiden nebeneinander sitzenden Frauen von außergewöhnlicher Schönheit und ich als greiser Sänger mit der Leier am Fuße der Wand vereinigten. Das alles hatte einen seltsamen Zauber, den ich als Maler empfand. Ich fühlte die Last meiner Rolle nicht mehr und sang mit Begeisterung:

„Für glücklich hält mich jedermann,
Worüber ich nur lachen kann!
Wie oft ich heimlich weine,
Das weiß nur ich alleine.
Unglücklich kam ich einst zur Welt
Und Unglück bei mir Wache hält,
Bis mich der Tod erkoren.
Wozu bin ich geboren?“

Auf Eva wirkte das Lied, denn es ergriff in ihr die Künstlerin, in Hela ergriff es die Ukrainerin, und ich war gerührt, weil mich der Anblick der beiden schönen Frauen berauschte.

Hela lauschte dem Liede, ohne sentimentale Übertreibung, ohne künstliche Begeisterung, aber in ihren klaren Augen sah ich, daß ihr der Gesang ein wahres und aufrichtiges Vergnügen bereitete.

Welch ein Unterschied zwischen ihr und jenen ukrainer

Damen, die für den Karneval nach Warschau kamen, und während der Quadrille die Tänzer mit der Sehnsucht nach ihrer Heimat langweilten; in Wirklichkeit aber, wie ein Freund von mir ganz richtig sagt, möchten sie um nichts in der Welt auf den Karneval in Warschau verzichten, und keine Macht würde sie während der Tanzsaison nach der Ukraine treiben!

Hela lauschte, bewegte im Takt ihr zierliches Köpfchen, und rief Evchen manchmal zu: „Das kenne ich!" dann sang sie mit, und ich übertraf mich selber. Ich schmetterte aus dem Gedächtnis und aus meiner Brust den ganzen Vorrat meines Steppenmaterials, von Hetman, Ritter und Kosaken, von Falken, von Sonjas und Marusjas, von Steppen, Grabhügeln und Gott weiß von was noch mehr heraus. Ich wunderte mich selber, woher ich das alles wußte.

Die Zeit verging wie im Traume.

Ich kam etwas müde, aber berauscht nach Hause.

## XII.

Im Atelier fand ich Suslowskis und Kasja ganz unerwartet.

Sie wollten mich überraschen.

Weshalb dieser Swiatetzki ihnen nur gesagt hat, daß ich wahrscheinlich bald kommen würde.

Weder Kasja, noch die Eltern erkannten mich . . . ein Beweis wie gut ich verkleidet war. Ich näherte mich Kasja und faßte sie bei der Hand. Sie zog sich etwas erschrocken zurück.

„Kasja, erkennst du mich nicht?“ fragte ich.

Ihre Verblüffung ergötzte mich, so daß ich in lautes Gelächter ausbrach. „Das ist doch Wladeck!“ sagte Swiatetzki.

Kasja betrachtete mich genauer, endlich begann sie zu lachen und rief:

„Pfui, welch ein gräßlicher, alter Kerl!“

Ich ein gräßlicher alter Kerl? Ich bin neugierig, wo sie einen schöneren gesehen hat. Aber für Kasja, die in den ästhetischen Grundsätzen an Papa Suslowski aufgewachsen war, mußte jeder alter Mann ein gräßlicher Kerl sein. Ich verschwand in unserer kleinen Küche und erschien nach einigen Minuten wieder in meiner natürlichen Gestalt.

Kasja und die Eltern begannen mich auszufragen, was diese Maskerade bedeutete.

„Was die Maskerade bedeutete? Ganz einfach . . . Sehen sie meine Herrschaften, wir Maler leisten einander manchmal kleine Freundschaftsdienste und stehen uns gegenseitig zu den Bildern Modell. Swiatetzki saß mir zum Beispiel für den alten Juden. Hast du ihn im Bilde nicht erkannt, Kasja? Ich stehe jetzt Zepkowski Modell. Unter den Malern ist es so Sitte, besonders, da es in Warschau an Modellen fehlt.“

„Wir wollten dich überraschen,“ sagte Kasja, „auch war ich noch nie im Leben in einem Atelier. Ach, welche Unordnung! Ist das bei allen Malern so?“

„Mehr oder weniger ja.“

Papa Suslowski erklärte, daß es ihm lieber gewesen

wäre, wenn er bei mir etwas mehr Ordnung vorgefunden hätte, und er hoffte nach dieser Hinsicht von der Zukunft eine Besserung. Ich hatte Lust, meine Leier an seinem Kopf entzweizuschlagen. Kasja lächelte kokett und sagte:

„Es gibt einen Herrn Maler, einen großen Taugenichts, bei dem es aber anders werden soll, wenn ich die Sache in die Hand nehme. Dann wird alles ordentlich fortgeräumt, abgestäubt, und jedes Ding an seinen Platz untergebracht werden.“

Bei diesen Worten hob sie ihr Stumpfnäschen, betrachtete das Spinngewebe, das die Winkel meines Ateliers zierte und fügte hinzu:

„Eine solche Unordnung könnte nämlich auch einen Käufer abschrecken. Wenn man hier hereinkommt, glaubt man ja, bei einem Trödler zu sein. Da z. B. diese Rüstung, wie entsetzlich verrostet! Dabei braucht man nur das Mädchen zu rufen, das mit ein wenig gestoßenem Ziegelstein die Sachen abreibt, und alles beginnt zu glänzen, wie ein neuer Samowar.“

„Jesus Maria! Sie spricht von Käufern und will den Rost von meinen Gräberfunden mit Ziegelstein abreiben. Ach Kasja, ach Kasja . . .“

Suslowski küßte sie beglückt auf die Stirn, und Swiatetzki gab unheilvolle Laute von sich, die an das Grunzen eines Ebers erinnerten.

Kasja drohte mir mit dem Fingerchen und fuhr fort:

„Bitte also daran zu denken, daß das alles anders werden muß.“

Dann fügte sie hinzu: „Und wenn ein gewisser Herr

heute abend nicht zu uns kommt, so ist er ein gräßlicher Mensch, und niemand wird ihn mehr lieb haben.“

Nach diesen Worten bedeckte sie die Augen mit der Hand, und ich muß zugeben, daß in dieser Ziererei viel Anmut war.

Ich versprach zu kommen und begleitete meine zukünftige Familie die Treppe hinunter.

Als ich zurückkehrte, traf ich Swiatetzki beim mißtrauischen Betrachten eines dicken Päckchens von Hundertrubelscheinen, die auf dem Tisch lagen.

„Was ist denn das?“

„Weißt du, was passiert ist!“

„Ich weiß von nichts!“

„Ich habe einen Menschen bestohlen, wie ein gewöhnlicher Spitzbube.“

„Wieso denn?“

„Ich habe meinen Kadaver verkauft!“

„Und das ist das Geld dafür?“

„Ja, ich bin ein gemeiner Wucherer!“

Ich umarmte Swiatetzki, gratulierte ihm von ganzem Herzen, und er erzählte mir, wie das gekommen war.

„Als du weggegangen warst, kam ein Herr und fragte, ob ich Swiatetzki wäre. Ich entgegnete, warum ich denn nicht Swiatetzki sein sollte, worauf er sagte: „Ich habe Ihr Bild gesehen und möchte es kaufen.“

Ich meinte: „Schön, aber lassen sie sich sagen, daß man ein Idiot sein muß, wenn man ein so schlechtes Bild für Geld kaufen will.“

Darauf sagte er: „Ein Idiot bin ich zwar nicht, aber es ist einmal eine Phantasie von mir, Bilder zu kaufen, die von

Idioten gemalt sind.“ „Das ist etwas anderes,“ entgegnete ich . . . Er fragte mich nach dem Preise, aber ich sagte ihm, das ginge mich nichts an. „Ich gebe Ihnen so und soviel!“ schlug er vor. „Schön,“ meinte ich, „wenn Sie es geben wollen, so tun Sie es.“ Er legte das Geld auf den Tisch, ging fort und ließ mir seine Visitenkarte zurück; „Bialkowski, Dr. med.“ stand darauf. Ich bin ein gemeiner Wucherer und basta!

„Die Kadaver sollen leben! Swiatetzki jetzt mußt du dich verheiraten!“

„Lieber hänge ich mich auf,“ entgegnete Swiatetzki, „gemeiner Wucherer der ich bin!“

## XIII.

Am Abend war ich bei Suslowskis.

Ich setzte mich mit Kasja im Salon in eine Nische, wo ein kleines Sofa stand.

Mama Suslowski saß am Tisch bei der Lampe und nähte etwas für Kasjas Aussteuer. Papa Suslowski las an demselben Tisch mit Würde die Abendnummer des „Fliegenden Boten“.

Mir war etwas unheimlich zumute, ich bemühte mich, diese Stimmung zu zerstreuen, indem ich ganz nahe zu Kasja rückte.

In dem kleinen Salon herrschte vollkommene Stille, die nur von Kasjas Geflüster unterbrochen wurde; als ich sie nämlich umarmen wollte, murmelte sie:

„Wladek, Papa wird es sehen.“

In demselben Augenblick erhob Papa die Stimme und begann zu lesen:

„Das Bild des bekannten Künstlers Swiatetzki, „Die letzte Begegnung“ wurde heute von Dr. Bialkowski für 15 000 Rubel angekauft.“

„Ja, Swiatetzki hat das Bild heute morgen verkauft,“ sagte ich, dabei versuchte ich, wieder meinen Arm um Kasjas Taille zu legen und hörte abermals ihr Flüstern:

„Papa sieht's ja.“

Unwillkürlich richtete ich den Blick auf Suslowski und bemerkte plötzlich, daß er die Farbe wechselte, die Augen mit der Hand bedeckte und sich über den „Fliegenden Boten“ neigte.

Was zum Kuckuck kann er darin finden?

„Vater, was ist dir denn?“ fragte Frau Suslowska.

Er erhob sich, kam uns zwei Schritte entgegen, dann blieb er stehen, maß mich mit einem durchbohrenden Blick, rang die Hände und schüttelte den Kopf:

„Was ist Ihnen?“

„Nun sieht man, wie Falschheit und Bosheit immer ans Tageslicht kommen,“ entgegnete Suslowski mit Pathos. „Lesen Sie, mein Herr, wenn die Scham es Ihnen erlaubt, zu Ende zu lesen.“

Nach diesen Worten machte er eine Bewegung, als hülle er sich in eine Toga und reichte mir den „Fliegenden Boten“. Ich nahm das Zeitungsblatt, und mein Blick fiel auf einen Bericht mit der Überschrift: „Ein ukrainischer Barde“. Ich wurde ein wenig verlegen und begann eilig folgendes zu lesen:

„Vor einigen Tagen erschien in unserer Stadt ein ziemlich seltener Gast, in der Person eines greisen Barden, der die bei uns wohnenden ukrainischen Landsleute aufsucht und für ein Almosen seine Lieder vorträgt. Wir hören, daß sich für den Barden ganz besonders unsere bekannte und sympathische Künstlerin E. A. interessierte, mit der man ihn in den letzten Tagen häufig im Wagen gesehen hat. In den ersten Tagen nach dem Erscheinen des fremdartigen Gastes tauchte das seltsame Gerücht auf, daß sich unter dem Kittel des Sängers einer unserer berühmtesten Maler verberge, der auf diese Weise einen leichten Zutritt in die Boudoirs findet, ohne die Aufmerksamkeit der Ehemänner und Vormünder zu erregen. Wir sind sicher, daß dieses Gerücht vollkommen unbegründet ist, schon allein deshalb, weil unsere Diva sich niemals dazu hergeben würde, derartige abenteuerliche Unternehmen zu erleichtern. Der Alte ist nach unseren Informationen direkt aus der Ukraine angekommen. Seine Intelligenz ist etwas getrübt, aber sein Gedächtnis ist noch tadellos . . .“

Verteufelte Sache!

Suslowski war so empört, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Endlich gab er den Überschuß an Entrüstung dennoch von sich.

„Was für eine neue List, welche Ausflüchte werden Sie nun finden, um Ihr Verhalten zu rechtfertigen? Haben wir Sie heute nicht in dieser schändlichen Verkleidung gesehen? Wer ist jener Greis?“

„Ich bin es,“ erwiderte ich. „Aber ich begreife nicht, warum Sie die Verkleidung schändlich finden.“

Schließlich kam ich auf den Gedanken, mich mit Eva zu beraten. Sie spielte heute, ich werde also ins Theater gehen, um sie am Ende der Vorstellung zu sprechen.

Es war gerade noch Zeit.

Eine halbe Stunde später befand ich mich in ihrer Garderobe.

Eva mußte gleich fertig sein, unterdessen sah ich mich in dem Zimmer um.

Unsere Theater zeichnen sich bekanntlich nicht durch prächtige Einrichtung aus. Eine Stube mit weißgetünchten Wänden, zwei kleine Gasflammen, die im Winde flackern, ein Spiegel, ein Waschtisch, ein paar Stühle, in der Ecke eine Chaiselongue, die wahrscheinlich den Privatbesitz der Künstlerin bildet, — das war die Garderobe . . . Vor dem Waschtisch lagen eine Menge Toilettengegenstände, dazwischen stand eine Tasse mit unausgetrunkenem schwarzem Kaffee, ein Kasten mit rosa und weißer Schminke, Augenbrauenstifte, mehrere Paare Handschuhe, in denen sich die Form der Hand noch abzeichnete, dazwischen zwei falsche Zöpfe; an einer Seitenwand hing ein Haufen weißer, rosa, dunkler, leichter und schwerer Kleider; auf dem Boden standen zwei Körbe voll weiblicher Toilettensachen, und das ganze Zimmer war von süßlichem Parfüm und Puder erfüllt. Welch buntes Durcheinander! Wie hastig hier alles hingeworfen war, wie viele Farben und Reflexe, wie viel Schatten und welche Lichteffekte infolge der flackernden Gasflammen!

Das war ein Bild in seiner Art, es lag Charakter darin! . . . Schließlich befand sich in dem Zimmer nichts anderes, als was in jeder Damentoilette zu finden ist, und doch gab

es ein gewisses Etwas, das den Raum von einer üblichen Garderobe unterschied und ihm den Stempel eines Heiligtums und einen seltsamen Zauber verlieh; über dieser scheinbaren Unordnung, dem bunten Durcheinander, der sichtbaren Hast, schwebte der Atem der Kunst.

Man hörte donnernden Beifall. Das Stück war also zu Ende. Ich vernahm durch die Wände die jubelnden Rufe: Adami, Adami! Es verging eine Viertelstunde, und noch immer wurde sie draußen gerufen.

Endlich stürzte Eva in der Rolle der Theodora herein.

Sie trug eine Krone auf dem Kopf, ihre Augen waren untermalt, die Wangen mit roter Schminke bedeckt, ihr aufgelöstes Haar fiel wie vom Sturmwind gepeitscht auf den entblößten Hals und die Schultern. Sie war so erhitzt und erschöpft, daß sie mir mit kaum vernehmbarer Stimme zuflüsterte:

„Wie geht's dir, Wladek?“ Dann setzte sie hastig die Krone ab und warf sich ermattet in ihrem Königsstaat auf den Divan. Sie war offenbar nicht imstande, ein Wort hervorzubringen, denn sie sah mich schweigend an, wie ein müder Vogel . . . Ich setzte mich neben sie, legte meine Hand auf ihren Kopf und dachte nur an sie allein . . .

In ihren untermalten Augen sah ich noch die lodernde Flamme der Begeisterung, auf ihrer Stirn das Stigma der Kunst, ich sah, wie dieses Mädchen ihre Gesundheit, ihr Blut, ihr Leben auf dem Altar des Theatermolochs opferte, wie ihre Brust nach Atem rang, und es erfaßte mich ein solches Mitleid und so heißer Schmerz, daß ich nicht wußte, was ich beginnen sollte.

Wir saßen eine Zeitlang schweigend nebeneinander; endlich zeigte Eva mit der Hand auf die Nummer des „Fliegenden Boten“, die auf der Toilette lag und flüsterte:

„Wie unangenehm, wie furchtbar unangenehm!“

Plötzlich brach sie in ein wildes Schluchzen aus und begann, an allen Gliedern zu zittern.

Ich wußte genau, daß sie nicht vor Erschöpfung weinte und auch nicht wegen des „Fliegenden Boten“, daß sie diesen Artikel als eine Bagatelle auffaßte, die morgen von aller Welt vergessen war, daß der ganze Ostschinski nicht eine einzige Träne von Eva wert war, und dennoch preßte sich mir das Herz zusammen. Ich erfaßte ihre Hände, bedeckte sie mit Küssen, streichelte sie und drückte sie an meine Brust. Mein Herz schlug immer heftiger, etwas Eigentümliches ging in mir vor. Ohne es zu wissen, kniete ich vor Eva nieder, meine Augen umschleierten sich, und besinnungslos umarmte ich das Mädchen.

„Wladek, Wladek, habe Erbarmen,“ flüsterte Eva.

Aber ich drückte sie an meine stürmisch pochende Brust, ich verlor alle Besinnung und küßte sie auf die Stirn, auf die Augen, auf den Mund und vermochte nur zu sagen:

„Ich liebe dich, ich liebe dich!“

Da neigte Eva das Köpfchen hintenüber, ihre Arme schlangen sich fieberhaft um meinen Hals, und ich vernahm ihr Geflüster:

„Ich liebe dich schon lange.“

## XIV.

Wenn es für mich auf der Welt ein teureres Geschöpf gibt, als Eva, so bin ich ein marinierter Hering.

Man sagt, daß wir Künstler alles unter dem ersten Eindruck tun, aber das ist nicht wahr! Denn es zeigt sich, daß ich Eva schon lange liebte, nur war ich ein solcher Esel, daß ich es nicht wußte. Gott allein weiß, was mit mir vorging, als ich sie nach jenem Abend nach Hause begleitete. Wir gingen untergefaßt, ohne miteinander zu sprechen . . . ich drückte nur ihren Arm an mich, und sie erwiderte es. Ich fühlte, daß sie mich von ganzem Herzen liebte. Ich begleitete sie nach oben, und als wir in jenem kleinen Salon waren, wurden wir beide so verlegen, daß wir es nicht wagten, einander in die Augen zu sehen. Erst als Eva die Augen mit den Händen bedeckte, zog ich sie sanft fort und sagte:

„Evchen, du bist mein, nicht wahr?“

Sie schmiegte sich zärtlich an mich und sagte: „Ja, ja!“

Sie war so reizend, ihre Augen so schlaftrunken und zugleich so glänzend, eine solche süße Mattigkeit lag in ihrer ganzen Gestalt, daß ich mich nicht von ihr losreißen konnte.

Freilich konnte auch sie sich nicht von mir trennen, als ob sie sich für das lange Schweigen und das lange verheimlichte Gefühl entschädigen wollte.

Ich kam spät nach Hause. Swiatetzki schlief noch nicht, er zeichnete bei der Lampe auf Holz für eine illustrierte Zeitschrift.

„Hier ist ein Brief für dich,“ sagte er, ohne die Augen von der Arbeit zu erheben.

Ich nahm den Brief vom Tisch und fühlte im Kuvert

einen Ring. Sehr schön, den konnte ich morgen gebrauchen. Ich öffnete also den Brief und las folgendes:

„Ich weiß, daß die Rückgabe Ihres Ringes Ihnen angenehm sein wird, denn sie hatten es ja darauf abgezielt. Was mich betrifft, so denke ich nicht daran, mit Schauspielerinnen zu rivalisieren. K.“

Wenigstens macht sie es kurz.

Aus diesem Brief redete nichts als Zorn. Wenn der Schatten eines Zaubers Kasja in meinen Augen noch umgeben hatte, so verwehte derselbe jetzt unwiderruflich.

Merkwürdig war bei der ganzen Sache, daß alle vermuteten, Eva wäre die Ursache meiner Verkleidung mit allen ihren verhängnisvollen Folgen — und tatsächlich veranlaßte Eva jetzt das, was folgen sollte.

Ich zerdrückte den Brief, steckte ihn in die Tasche und ging schlafen.

Swiatetzki erhob die Augen und blickte mich erwartungsvoll an, ob ich nicht etwas sagen würde, aber ich schwieg.

„Der gemeine Kerl Ostschinski war heute nach dem Theater hier,“ sagte Swiatetzki.

## XV.

Ich wollte am nächsten Morgen schon um zehn Uhr zu Eva rennen, doch konnte ich mich nicht losmachen, da ich Gäste im Atelier hatte. Baron Kartofler kam und bestellte eine Kopie meiner Juden. Er gab mir 1500 Rubel, während ich 2000 verlangte, und es blieb dabei. Nach ihm kam ein Herr Tanzenberg, von dem ich eine Bestellung für zwei Porträts

bekam. Swiatetzki, der Antisemit ist, schimpfte mich einen Judenmaler, aber ich möchte gern wissen, wer bei uns überhaupt Kunstwerke kauft außer der Finanz? Wenn aber diese Finanz sich von Swiatetzkis Kadavern abschrecken läßt, so ist es nicht meine Schuld.

Ich konnte also erst gegen ein Uhr bei Eva sein, gab ihr den Ring und bestimmte, daß wir sogleich nach der Hochzeit nach Rom fahren würden. Evchen willigte fröhlich ein und ebenso schweigsam wie wir gestern waren, ebenso eifrig schwatzten wir heute . . .

Ich erzählte ihr von den Bestellungen, die ich soeben bekam, und wir freuten uns gemeinschaftlich darüber. Die Porträts wollte ich vor der Reise fertigstellen, aber die Kopie der Juden für den Baron werde ich in Rom malen. Wenn wir wieder in Warschau sind, richte ich mir ein Atelier ein, und wir werden leben wie im Himmel. Während ich diese Zukunftspläne entwarf, erklärte ich Eva, daß wir das Datum des gestrigen Tages unser Leben lang wie einen Feiertag begehen würden.

Sie aber verbarg ihr Köpfchen an meiner Schulter und bat mich, über diesen Abend niemals zu sprechen. Dann umhüllte sie meinen Hals mit den aufgeschlitzten Ärmeln ihres Schlafrockes und nannte mich ihren berühmten Mann. Sie war bleicher als gewöhnlich, ihre Augen zeigten ein dunkleres Veilchenblau, aber sie strahlte vor Freude. Ach, was war ich für ein Esel! Während ich ein solches Weib in meiner Nähe hatte, suchte ich das Glück anderswo, in einer Sphäre, in der ich ganz fremd war und die auch mir niemals hätte näherrücken können.

Nach Tisch fuhren wir zu Hela Koltschanowska.

Jetzt, da Eva mich als ihren Verlobten vorstellen konnte, erschien der Scherz mit dem alten Sänger ganz harmlos und unschuldig und konnte kein Mißverständnis zwischen den beiden Damen veranlassen. Als Hela davon erfuhr, empfing sie uns denn auch mit offenen Armen und war über Evas Glück selber beglückt. Wir lachten wie drei Verrückte über den Barden und darüber, was dieser Barde über die Sünden des Malers Magorski hatte anhören müssen. Gestern wollte ich Ostschinski erdolchen, heute bewunderte ich seinen Witz ... Hela lachte so, daß ihre Augen sich mit Freudentränen füllten. Beiläufig bemerkt, ist sie berückend. Als sie beim Abschied ihr Köpfchen neigte, konnte ich meinen Blick nicht von ihr abwenden, und auch Eva war von ihrem Zauber so hingerissen, daß sie im Laufe des Tages unwillkürlich dies Neigen des Kopfes und den Blick nachahmte.

Wir verabredeten, daß ich nach unserer Rückkehr aus dem Ausland Helene malen sollte, vorher wollte ich aber in Rom ein Porträt von meinem Evchen machen, wenn es mir nur gelang, diese feinen, beinahe zu sehr durchgeistigten Züge und dieses so ausdrucksvolle Gesicht, in welchem sich jede Empfindung wie eine Wolke im klaren Wasser spiegelte, wiederzugeben ...

Ich muß es herausbekommen! Weshalb sollte ich es auch nicht können? Die Abendnummer des „Fliegenden Boten" brachte unglaubliche Berichte von den großen Aufträgen, welche ich erhalten haben sollte. Meine Einkünfte wurden auf Tausende berechnet.

Vielleicht trug das ein wenig dazu bei, daß ich am näch-

sten Morgen von Kasja einen Brief erhielt, der mir besagte, daß sie mir den Ring in einem Augenblick des Zornes und der Eifersucht zurückgesandt hatte, ich möchte aber kommen. Wenn wir beide den Eltern zu Füßen liegen werden, würden sie noch einmal verzeihen. Ich hatte dieses Abbitten und Verzeihen nachgerade satt. Mochte ihnen, wer da wollte, zu Füßen fallen und mochte Kasja meinetwegen Ostschinski heiraten: ich habe mein Evchen.

Mein Schweigen beunruhigte aber offenbar die Familie Suslowski, denn nach einigen Tagen kam derselbe Bote mit einem Brief von Kasja, diesmal aber an Swiatetzki.

Swiatetzki zeigte mir das Schreiben . . . Kasja bat ihn, er möchte zu einer kurzen Besprechung, von der ihre ganze Zukunft abhängt, zu ihr kommen, sie rechnete auf sein gutes Herz, seine Ehrlichkeit, die sie vom ersten Augenblick in ihm erkannt hatte und sie hoffte, er würde die Bitte eines unglücklichen Weibes nicht unberücksichtigt lassen. Swiatetzki fluchte, brummte etwas unter der Nase von gemeinen Philistern und der Notwendigkeit, sie mitsamt ihrer Nachkommenschaft bei der nächsten Gelegenheit auszurotten, aber er ging dennoch hin.

Sicherlich wollten sie, daß er mich beeinflusse.

## XVI.

Swiatetzki, der im Grunde ein weiches Herz hat, ist augenscheinlich erobert worden.

Eine Woche lang ging er täglich zu Suslowskis und seit

drei Tagen schlich er um mich herum und sah mich mit scheelem Blick wie ein Wolf an.

Endlich fragte er mich eines Tages beim Tee barsch:

„Hör' mal, was denkst du denn mit dem Mädchen zu tun?“

„Mit welchem Mädchen?“

„Mit der Suslowska, oder wie sie sonst heißt.“

„Ich denke gar nichts mit ihr zu tun . . .“

Es folgte ein Augenblick des Schweigens, dann begann Swiatetzki von neuem:

„Sie heult den ganzen Tag, ich kann es gar nicht mit ansehen . . . so eine gute Seele.“

Bei diesen Worten zitterte seine Stimme vor Rührung, aber er räusperte sich wie ein Nashorn und fügte hinzu:

„Ein anständiger Mensch benimmt sich nicht so.“

„Swiatetzki, du fängst an, mich an Papa Suslowski zu erinnern.“

„Mag sein . . . das ist nicht so schlimm, wie wenn man der Tochter unrecht tut.“

„Bitte, laß mich in Frieden.“

„Schön! Ich brauche dich gar nicht mehr zu kennen.“

Damit schloß unsere Unterhaltung, und ich redete von nun an nicht mehr mit Swiatetzki.

Wir taten, als wären wir ganz unbekannt, was um so komischer wirkte, als wir zusammen wohnen blieben, des Morgens gemeinschaftlich Tee tranken und es keinem von uns einfiel, aus dem Atelier auszuziehen.

Der Tag meiner Hochzeit mit Eva rückte immer näher. Durch die Vermittlung des „Fliegenden Boten“ wußte

ganz Warschau davon . . . Alle gafften uns an und bewunderten Eva. Als wir zusammen in der Ausstellung waren, wurden wir so umdrängt, daß wir kaum weitergehen konnten.

Meine unbekannte Freundin schickte mir wieder einen anonymen Brief, in welchem sie mich warnte, daß Eva für einen Menschen wie ich nicht die richtige Frau wäre . . .

„Ich glaube nicht daran, was über die Beziehungen des Fräulein Adami zu Herrn Ostschinski geredet wird," schrieb meine Freundin. „Aber du brauchst eine Frau, die sich deinem Ruhm und deiner Größe ganz hingibt. Fräulein Adami ist aber selber Künstlerin und wird stets das Wasser auf ihre Mühle treiben . . ."

Swiatetzki besuchte Suslowski nach wie vor, aber jetzt wohl in der Rolle des Trösters, denn Suslowskis mußten doch von meinen Absichten unterrichtet sein.

Ich bekam für Eva einen unbegrenzten Urlaub von der Direktion. Eva frisiert sich jetzt wie ein Mädchen vom Lande, kleidet sich sehr bescheiden, ihre Kleider sind bis oben geschlossen. Das steht ihr ganz ausgezeichnet. Eine Szene wie damals in der Garderobe wiederholte sich kein einziges Mal. Evchen erlaubte es nicht! Ich habe höchstens das Recht, ihre Hände zu küssen. Das macht mich sehr ungeduldig, und ich erlaube mir zu schmeicheln, daß auch sie nicht ganz befriedigt ist.

Sie liebt mich besinnungslos. Wir verbringen die ganzen Tage miteinander. Ich habe begonnen, ihr Zeichenunterricht zu geben. Sie schwärmt für diese Stunden und für die Malerei überhaupt!

## XVII.

Blitze schleudernder Zeus, auf was mußt du alles von deinem hohen Olymp herabsehen!

Es geschehen Dinge zwischen Himmel und Erde, von welchen sich unsere Philosophen nichts träumen ließen.

Am Vorabend meiner Hochzeit kam Swiatetzki zu mir, stieß mich mit dem Ellenbogen an, wandte seinen zerzausten Kopf zur Seite und sagte mit düsterer Stimme:

„Wladek, ich begehe ein Verbrechen!“

„Nun, endlich redest du doch wieder!“ entgegnete ich. „Was für ein Verbrechen denn?“

Swiatetzki hatte den Blick auf den Boden gerichtet und sprach zu sich selber:

„Wenn so ein Säufer, ein solcher talentloser Idiot, der physisch und moralisch Bankerott gemacht hat, ein solches Mädchen wie Kasja heiratet, so ist das geradezu ein Verbrechen!“

Ich glaubte meinen Ohren nicht, aber ich fiel Swiatetzki um den Hals, ohne darauf zu achten, daß er mich fortstieß.

Seine Hochzeit soll in einigen Tagen stattfinden . . .

## XVIII.

Nach mehreren Monaten erhielten wir in Rom eine vornehme Einladungskarte zur Hochzeit Ostschinskis mit Frau Helena Turno-Koltschanowska.

Wir konnten nicht hinreisen, weil Evas Gesundheitszustand es nicht zuließ.

Eva malt viel und macht große Fortschritte. Ich habe in Pest eine Medaille bekommen. Ein reicher kroatischer Kaufmann erwarb mein Bild. Auch knüpfte ich mit Goupil Beziehungen an.

## XIX.

In Verona wurde uns ein Sohn geboren. Eva sagt selber, daß sie ein solches Kind noch nicht gesehen habe.

Ein Prachtkerl! . . .

## XX.

Seit einigen Monaten sind wir in Warschau. Ich habe mir ein pompöses Atelier eingerichtet. Ostschinskis besuchen wir ziemlich oft. Er hat den „Fliegenden Boten“ verkauft und ist jetzt „Präsident des Vereins zur Verteilung von Gerstengrütze an unbeschäftigte Arbeiter“. Von seinem Ansehen und der ihm gezollten Anerkennung kann man sich keinen Begriff machen. Mich klopft er wohlwollend auf die Schulter und beschäftigt sich auch mit jüngeren literarischen Kräften, die er Mittwochs bei sich aufnimmt.

Sie ist immer schön wie ein Traumgebild . . . Aussicht auf Familie ist nicht vorhanden.

## XXI.

Rettung! Sonst sterbe ich vor Lachen.

Swiatetzkis sind aus Paris zurückgekommen. Sie spielt die Künstlerfrau von der goldenen Boheme, er trägt seidene

Hemden, glattgekämmtes Haar und einen Spitzbart . . . Alles kann ich begreifen!

Ich kann mir vorstellen, wie sie ihm seine Manieren abgewöhnt und seinen Charakter umgewandelt hat, aber wie es ihr gelang, seinen Haarschopf in Ordnung zu bringen, das wird für mich ein ewiges Rätsel bleiben.

Swiatetzki hat nicht aufgehört, Kadaver zu malen, doch malt er jetzt auch idyllische Genrebilder, und zwar mit Erfolg. Er macht auch Porträts, doch gelingen ihm diese weniger gut, weil der Fleischton stets an Kadaver erinnert.

Ich fragte ihn, der alten Freundschaft eingedenk, ob er mit seiner Frau glücklich sei, er sagte mir, von solchem Glück hätte er niemals im Leben geträumt. Ich gestehe, daß Kasja im günstigsten Sinne meine Erwartungen enttäuscht hat.

Auch ich wäre ganz glücklich, wenn Eva nicht ein wenig kränkelte; das arme Frauchen wird mit jedem Tage reizbarer. Ich hörte einmal in der Nacht, wie sie weinte. Ich weiß, was es ist. Sie sehnt sich nach dem Theater!

Sie spricht nicht davon, aber sie vergeht vor Sehnsucht.

Ich habe das Porträt von Frau Ostschinska angefangen. Einfach ein unvergleichliches Weib! Die Rücksicht auf Ostschinski würde mich nicht abhalten . . . wenn ich nicht Eva noch immer so sehr liebte, wer weiß . . .

Aber ich liebe Eva über alle Maßen . . . wirklich über alle Maßen!

---

## Eine Erinnerung aus Mariposa.

Ich war nur ganz flüchtig in Mariposa und habe ebenso flüchtig die Umgegend besucht, doch wäre ich länger in der Stadt und in der Grafschaft geblieben, wenn ich gewußt hätte, daß wenige Meilen von der Stadt entfernt, im Walde der Prototyp meines Leuchtturmwächters lebte. Vor kurzer Zeit erzählte mir Herr M., der gleichzeitig mit mir in Kalifornien war, nachdem er den „Leuchtturmwächter" gelesen hatte, seine Begegnung mit einem polnischen Ansiedler, der meinem Helden ganz und gar ähnlich war.

Diese Erzählung wiederhole ich inhaltsgetreu.

Auf dem Wege nach Big-Trees oder den riesigen kalifornischen Bäumen hielt ich mich in Mariposa auf. Diese Stadt zählte noch vor wenigen Jahren 15,000 Einwohner, heute weist sie kaum den zehnten Teil derselben auf. Bekanntlich wachsen in der Neuen Welt die Städte wie Pilze aus dem Boden, aber oft führen sie auch nur ein Schmetterlingsdasein. So verhielt es sich auch mit Mariposa. So lange das Flüßchen Mariposa seinen goldschimmernden Boden durchleuchten ließ und am Ufer grünliche Häufchen des teuren Metalles absetzte, wimmelte es hier von amerikanischen Goldarbeitern, „Gambusinos" aus Mexiko und von

Kaufleuten aus der ganzen Welt. Später wanderte alles aus. Die „goldenen" Städte sind nicht dauerhaft, weil das Gold sich früher oder später erschöpfen muß. Heute zählt die Stadt Mariposa nicht mehr als 1000 Einwohner, und die Ufer des Flusses Mariposa haben sich längst wieder mit dichten Reihen von Trauerweiden, Baumwollstauden und anderem kleinen Gesträuch bedeckt. Wo früher die Bergwerkarbeiter des Abends sangen: „I crossed Mississippi" ließen jetzt die Präriewölfe ihr Geheul erschallen.

Die Stadt bestand aus einer einzigen Straße, deren schönstes Gebäude die Schule war; die zweite Stelle nahm das „Kapitol" ein, die dritte das Hotel des Herrn Billing, das gleichzeitig den Grünkramladen, den „Saloon", d. h. die Schenke und die „bakery" oder die Bäckerei beherbergte. Einige andere Läden ließen ihre Schaufenster in der Straße erglänzen.

Der Handelsverkehr war hier jedoch sehr gering. Die Läden versahen nur die Bedürfnisse der Stadt, weil es in der Umgegend wenige Farmer gab. Die ganze Grafschaft war noch sehr wenig bevölkert, zum großen Teil bestand sie aus großen, rauschenden Wäldern, und nur vereinzelt war hier und da ein Ansiedler zu treffen.

Als unser Wagen in die Stadt hineinfuhr, herrschte darin ungewöhnliches Treiben, denn wir kamen an einem Freitag an, und das war in Mariposa der Jahrmarktstag.

Die Ansiedler brachten an diesem Tage Honig nach dem Grünkramladen, wo sie sich dagegen mit verschiedenen Lebensmitteln versahen. Andere trieben das Vieh durch die Stadt, die Farmer lieferten das Getreide. Obgleich die Emigranten

nur langsam nach Mariposa vorrückten, befanden sich hier dennoch einige Emigrantenwagen, die man leicht an den hohen, weißen Dächern und auch daran erkannte, daß zwischen den Rädern gewöhnlich ein Hund oder ein junger Bär an einer Kette befestigt war. Vor dem Hotel herrschte großer Verkehr, und der Hotelwirt, Herr Billing, ging geschäftig hin und her und bot Gin, Whisky und Brandy an. Auf den ersten Blick erkannte er in mir einen Fremden, der nach Big-Trees reiste, und da solche Touristen seine begehrtesten Kunden waren, beschäftigte er sich mit mir mit ganz besonderer Sorgfalt.

Er war nicht mehr jung, aber beweglich und lebhaft, wie ein Funke. Sowohl an seinen Bewegungen als auch an seinem Gesicht konnte man leicht erkennen, daß er ein Preuße war. Mit außerordentlicher Höflichkeit wies er mir ein Zimmer an und erklärte, das Frühstück wäre schon vorüber, aber wenn ich wünschte, sollte sofort im Speisesaal für mich serviert werden.

„Sie sind wahrscheinlich aus San Francisco, Gentleman?“

„O nein, ich komme von weiter her.“

„All right! Wahrscheinlich auf dem Wege nach Big-Trees?“

„Ganz recht!“

„Wenn Sie die Photographien der Bäume besehen möchten, so hängen sie unten.“

„Schön, ich gehe sogleich hinunter!“

„Beabsichtigen Sie lange in Mariposa zu bleiben?“

„Einige Tage, ich muß ausruhen und möchte auch die Wälder der Umgegend besichtigen!“

„Wir haben hier vorzügliche Jagd, heute wurde ein Puma erlegt.

„Schön, schön, aber vorläufig will ich schlafen gehen.“

„Good bye! Unten liegt das Hotelbuch, in das Sie gefälligst Ihren Namen eintragen wollen.“

„Schön!“

Ich legte mich hin und schlief bis zum Mittag: die Glocke vertraten zwei Stöcke, mit denen man auf eine blecherne, aus dem Bergwerk zurückgebliebene Schüssel schlug. Ich ging hinunter und schrieb mich vor allem in das Buch ein, wobei ich nicht versäumte, neben meinem Namen hinzuzusetzen: „Aus Polen!“ Sodann begab ich mich nach dem Speisesaal. Der Jahrmarkt war offenbar zu Ende, die Kaufleute waren nach Hause gefahren, denn an den Mittagstisch setzten sich nur wenige Personen: zwei Farmerfamilien, ein Herr ohne Auge und ohne Kravatte, die Ortslehrerin, die augenscheinlich ständig im Hotel wohnte und ein alter Mann, nach seinem Anzug und der Waffe zu urteilen, — ein Ansiedler. Während des Essens herrschte Schweigen, das nur von den kurzen Sätzen unterbrochen wurde: „Ich wäre Ihnen für das Brot sehr dankbar“ oder „für die Butter“ oder „für das Salz“. In dieser Weise baten die Tischgenossen, die das Brot, die Butter oder das Salz nicht erreichen konnten, die Nachbarn, welche jenen Gegenständen näher saßen, dieselben zu überreichen. Ich war müde und hatte keine Lust, eine Unterhaltung zu beginnen, aber ich sah mich im Zimmer um, dessen Wände, wie Herr Billing mir schon sagte, mit den Photographien riesiger Bäume behängt waren. Also: „Father of the Forest“ oder der

Vater des Waldes, bereits gestürzt. Er vermochte seine viertausend Jahre nicht auf seinem Rücken zu tragen. Länge: 450 Fuß, Umfang 112. Ein schöner Papa! Man mag seinen Augen und den Unterschriften nicht glauben!

„Grizled Giant,“ 50 Ellen im Durchschnitt! Nun, selbst unsere Juden würden sich besinnen, wenn man ihnen hieße, eine solche Pflanze nach Danzig zu bringen. Mein Herz sprang vor Freude bei dem Gedanken, daß ich bald in Natur und mit meinen eigenen Augen jene Baumgruppe oder vielmehr die im Walde seit der Sintflut einsam stehenden kolossalen Türme sehen sollte. Ich, ein geborener Warschauer, werde den „Vater“ mit eigenen Augen schauen, seine Rinde berühren und vielleicht ein Stück von ihr nach Warschau bringen, als einen Beweis für die Skeptiker, daß ich wirklich in Kalifornien gewesen. Wenn ein Mensch sich in so ferne Gegenden verirrt, kommt er sich selber wunderlich vor und freut sich unwillkürlich bei dem Gedanken, wie er seine Erlebnisse nach seiner Rückkehr erzählen wird, und wie die ansässigen Skeptiker ihm nicht glauben werden, daß es in der Welt Bäume gebe, die 56 Ellen im Umfange haben.

Diese meine Betrachtungen wurden von der Stimme des Negers unterbrochen.

„Schwarzen Kaffee oder weißen?“

„Schwarzen, wie du selber!“ wollte ich antworten, aber dic Antwort wäre nicht zutreffend, denn des alten Negers Haarschopf war weiß, wie Milch, und er schleppte vor Alter kaum seine Beine.

Inzwischen war das Mittagsessen zu Ende, und alle er-

hoben sich. Der Farmervater stopfte sich den Mund mit Tabak und kaute daran, die Farmermama setzte sich auf einen Schaukelstuhl und begann mit Wut zu schaukeln, und die Tochter, eine Polly oder Katty mit hellblondem, üppigem Haar, ging ans Klavier, und nach einer Weile hörte ich: „Yankee Doodle is going down Town.“

„Mir darfst du mit Yankee Doodle nicht kommen,“ dachte ich bei mir.

Von Neuyork bis Mariposa spielten es die jungen Damen auf dem Klavier, die Soldaten auf den Trompeten, die Neger auf ihren Banjo und die Kinder auf abgebrochenen Ochsenrippen.

Und beinahe hätte ich vergessen! Schon auf dem Schiff verfolgte mich das Yankee Doodle! Ich zweifle nicht daran, daß in Amerika eine Yankee Doodle-Manie-Krankheit auftauchen wird.

Ich steckte mir eine Zigarre an und ging auf die Straße. Leichte Dämmerung umfing den Raum. Die Wagen hatten sich verzogen, die Emigranten gleichfalls. Es war still und zaubervoll. Der Westen erglühte im Abendrot, der Osten dunkelte. Mir war fröhlich und heiter zumute. Das Leben erschien mir außerordentlich angenehm, leicht und frei. Aus den Gärtchen vor den Häusern drang Gesang an mein Ohr, hier und dort huschte in dem Gebüsch ein weißes Kleidchen vorüber, hier und dort leuchteten ein Paar heller Augen. Wie wundervoll war der Abend! Schade nur, daß die Bürger in Amerika die Gewohnheit haben, abends den Kehricht auf den Straßen zu verbrennen. Der Geruch des Rauches mischte sich sehr unnötig mit dem Rosenduft und mit frischen Atem

der nahen Wälder. Von Zeit zu Zeit vernahm ich von den angrenzenden Feldern und aus dem Gebüsch Flintenschüsse, denn fast alle Bewohner von Mariposa sind Jäger; sonst hatte aller Verkehr aufgehört. Der Kehricht war fast niedergebrannt. Auf der Straße begegnete ich einigen Personen; ich weiß nicht, ob meine eigene Stimmung sich unwillkürlich den anderen mitteilte, aber alle Gesichter erschienen mir in dem sanften Glanz der untergehenden Sonne seltsam zufrieden, ruhig und glücklich.

„Vielleicht lebt man hier in diesem unbekannten, abgeschiedenem Erdenwinkel, mitten im Walde, so still und ruhig und glücklich!“ sagte ich mir. „Vielleicht strahlt in dieser amerikanischen Freiheit die Seele in so sanftleuchtendem Licht, wie ein Johanniskäferchen. Man lebt hier gemütlich und ohne Sorgen und hat genügend Raum, um sich zu strecken und zu recken . . . und dabei diese stillen schweigsamen Wälder . . . Einige Neger, die mir entgegenkamen, sangen mit ziemlich klangvollen Stimmen — zum Glück nicht „Yankee Doodle,“ sondern „Silberne Fäden“.

„Guten Tag, mein Herr,“ sagten sie höflich, als sie an mir vorüberkamen.

Die Leute sind hier sehr freundlich und höflich. Fürwahr in meinem Alter werde ich oftmals an diese Stille in Mariposa zurückdenken. Aus der Höhe vernahm ich die Stimmen von Kranichen, die nach dem Ozean flogen. Ich wurde träumerisch und sentimental. Welch seltsame Vermischung von Eindrücken! Ich kam in ganz sehnsüchtiger und ergriffener Stimmung nach Hause. Ich dachte an die Heimat, an die Meinigen und begann ebenfalls zu singen, aber auch

nicht Yankee Doodle, o nein! Ich sang: „Bei uns ist's anders, anders, anders! . . .“

„Puck, puck!“

Ich war neugierig, wer das sein konnte.

„Puck, puck!“

„Herein!“

Der Wirt trat ein. Welches Land, zum Kuckuck! Auch dieser hatte eine ganz gerührte Miene. Er trat näher an mich heran, drückte meine Hand kräftig, und ohne sie frei zu lassen, entfernte er sich etwa eine Armeslänge und sah mich so an, als ob er mich segnen wollte.

Ich öffnete den Mund, und mein Staunen war ebenso groß, wie seine Rührung.

„Ich las im Hotelbuch,“ sagte er, „Sie sind aus Polen!“

„Jawohl, sind Sie auch Pole?“

„O nein, ich bin ein Badenser!“

„So sind Sie in Polen gewesen?“

„O nein, niemals!“

„Was denn sonst?“

Meine Augen öffneten sich ebenso weit, wie mein Mund.

„Mein Herr,“ versetzte der Wirt, „ich habe unter Mieroslawski[1]) gedient.“

„Ach was, zum Kuckuck!“

„Das war ein Held! Der größte Kriegsführer der Welt! Ich bin glücklich, Sie zu sehen! Lebt er noch?“

„Nein, er ist gestorben!“

---

[1]) Ein Führer im polnischen Aufstand im Jahre 1863. Anm. d. Übers.

„Gestorben," wiederholte der Deutsche, setzte sich und ließ die Hände schwer auf die Knie und den Kopf auf die Brust sinken.

Ich wußte selber nicht, was ich tun sollte. Den Enthusiasmus des Herrn Billing für Mieroslawski teilte ich nicht, aber in diesem Augenblick war mir diese Bewunderung angenehm und schmeichelhaft. Inzwischen hatte Herr Billing seine Traurigkeit überwunden, und seine Verehrung für M. floß gleich einer Kaskade, im Vergleich zu der der Niagarafall oder der Yosemitafall nichts waren. In meinen Ohren ertönten die Namen einiger Helden des Altertums, einiger des Mittelalters, sodann von Washington, Lafayette, Kosciuszko und Mieroslawski; sodann hörte ich Worte, wie Freiheit, Fortschritt, Kultur, ich hörte von Hunderten und Tausenden. Der beredte General hatte offenbar beredte Soldaten.

„Das war ein idealer Mensch," rief endlich mein Wirt.

„Ob er es war oder nicht, daran liegt jetzt weniger," dachte ich, „aber die Tatsache bleibt, daß wenn du, positiver Deutscher, etwas von einem Ideal empfindest, du es infolge eines seltsamen Zufalles einem Polen verdankst. Wäre er nicht, also wären wir nicht, so hätten sich deine Gedanken vielleicht niemals über die Dollars, die Geschäfte und das Einkommen deines Hotels emporgeschwungen.

Du würdest nur daran denken, mit Gier die nach Big-Trees gehenden Touristen abzufangen und um sie herumspringen, wie du um mich herumgesprungen bist, jetzt aber bläst ein höherer Geist durch dich, wie durch Orgelpfeifen, und du gibst Worte von dir, die zwar in Europa bereits

sauer geworden sind, wie altes Bier, die aber dennoch nicht aufgehört haben, die edelsten Worte zu sein, welche die menschliche Zunge zu reden vermag. Im alten Europa gibt es vielleicht nur einen Winkel, wo man dieselben noch ernst nimmt, sie werden manchmal mit Tränen in den Augen und mit Schmerz ausgesprochen, weil andere mit diesen Schätzen verächtlich umgehen oder auf ihnen pfeifen, wie auf durchlöcherten Nüssen. Aber das ist einmal nicht anders . . . Auch in jenen Winkeln ist es oft schwer, sehr schwer!"

Dieser Deutsche ist doch ein guter Kerl! Es imponiert ihm weder Sadowa, noch Sedan, er spricht nur von Mieroslawski und von seinem Baden. Ein gutherziger Deutscher. Seine Adresse ist: Billings Hotel, Kalifornien, Grafschaft Mariposa. Es lohnt sich, die Adresse eines solchen Deutschen zu notieren! Bis nach Mariposa muß man reisen, um ihn zu finden!

„All right!"

Er wiederholte inzwischen: „Ach dieser Mieroslawski!" und wischte sich die Augen; ich sah es ganz deutlich, eine goldene Seele!

„Es ist mir so angenehm, Sie zu sehen, als ob ich Whisky mit Ingwer trinken würde," sagte er zu mir, drückte meine Hand, drückte sie ein zweites, drittes Mal und ging auf die Tür zu. Auf der Schwelle schlug er sich mit der Hand vor die Stirn, daß es klatschte.

„Da hätte ich es beinahe vergessen," rief er! „Wir haben ja einen Landsmann von ihnen hier!"

„In Mariposa?"

„Nein, er wohnt im Walde, aber Freitags kommt er mit

Honig zum Jahrmarkte und bleibt zur Nacht hier. Er ist ein alter Mann, ein guter, lieber, alter Kerl, der hier schon seit etwa 20 Jahren lebt. Als er ankam, war noch fast niemand hier. Ich werde Ihnen den Alten morgen zuführen."

„Wie heißt er denn?"

Der Deutsche blieb stehen und kratzte sich hinter dem Ohr, wie der erste beste polnische Bartek.

„O, das weiß ich nicht, es ist ein schwerer Name . . ."

Am nächsten Morgen führte mir mein Deutscher, kaum daß ich aufgestanden war, noch vor dem Frühstück den Landsmann zu.

In erkannte in ihm sofort den Greis, der gestern mit mir zu Mittag speiste.

Es war ein Mann von außerordentlich hohem Wuchs, doch ging er sehr gebückt. Er hatte schneeweißes Haar, einen weißen Bart und blaue Augen, die er mit seltsamer Hartnäckigkeit auf mich heftete, als er mich sah.

„Ich lasse die Herren allein," sagte der Deutsche.

Wir blieben also allein und sahen einander lange Zeit schweigend an. Offen gesagt war ich beim Anblick dieses Greises, der einem Wernyhora[1]) mehr glich, als einem durchschnittlichen Landsmann, ziemlich verlegen.

„Ich heiße Putrament" sagte der Alte „klingt mein Name deinen Ohren fremd?"

„Mein Name ist M." antwortete ich, „der Ihrige ist mir nicht unbekannt, ich glaube ihn in Litauen gehört zu haben."

Ich erinnerte mich des Namens Putrament tatsächlich

[1]) Eine legendenhafte Gestalt aus dem XVIII. Jahrhundert, bekannt aus dem Bauernaufstand in der Ukraina. Anm. d. Übers.

aus der Erzählung des Protasy, von den Prozessen im „Pan Tadhäus".

Der Alte hielt die Hand ans Ohr.

„Wie?" fragte er.

„Ich glaube, es ist ein litauischer Name."

„Erhebe deine Stimme, denn die Jahre haben mein Gehör angegriffen, und taub ist mein Alter," entgegnete Herr Putrament.

Macht er sich über mich lustig oder bin ich blöde, dachte ich.

Der alte Mann spricht im Prophetenstil! Was für Originale hier in Mariposa doch zu finden sind!

„Sind Sie schon lange aus der Heimat fort?" fragte ich.

„Zweiundzwanzig Jahre wohne ich hier, und du bist fürwahr der erste, den ich aus dem Heimatlande erschaue, gerührt ist darob mein Herz und freudig bewegt meine Seele!"

Der Alte sprach tatsächlich mit bebender Stimme und schien sehr ergriffen; was micht betrifft, so war ich nur erstaunt. Ich habe keine 22 Jahre im Walde verbracht, Polen habe ich erst unlängst in San Francisco gesprochen und so hatte ich keine Ursache gerührt zu sein, dagegen hatte ich Lust zu rufen: „Welcher Stil!" Wenn jemand 24 Stunden lang so mit mir sprechen wollte, so würde ich sicherlich zu heulen anfangen! Brr!"

Indessen blickte mich der Alte unverwandt an, und seine Gedanken schienen angestrengt zu arbeiten. Einige Male schien er sprechen zu wollen, doch brach er wieder ab, offenbar fühlte er selber, daß er sich nicht so ausdrückte wie andere

Menschen. Er sprach übrigens ganz richtig, aber mit ziemlicher Anstrengung.

„In fernem Lande ist meine Zunge erstarrt, und meine Lippen sind gebunden.“

„Das ist keine Sünde,“ dachte ich mir, aber allmählich verließ mich die Heiterkeit, mir wurde beklommen zumute, und ich fühlte Gewissensbisse.

Der alte Mann mochte sprechen wie er wollte, doch war er ergriffen und bewegt, er redete mit tiefer Sehnsucht und Aufrichtigkeit, während ich seiner zu spotten schien.

Unwillkürlich streckte ich ihm beide Hände entgegen, er nahm sie, drückte sie fest an seine Brust und wiederholte:

„Ein Landsmann, ein Landsmann!“

Eine solche Ergriffenheit zitterte in seiner Stimme, daß auch mein Herz sich zusammenpreßte.

In jedem Falle hatte ich ein seltsames und vielleicht auch ein sehr trauriges Rätsel vor mir. Ich begann ihn zu betrachten, als würde ich meinen alten Vater sehen. Ich setzte ihn voller Ehrfurcht auf den Stuhl und nahm selber neben ihm Platz. Er blickte mich unverwandt an.

„Was gibt es Neues in unserem Lande?“ fragte er.

Ich ließ meine Zunge laufen, wie ein Mühlrad und bemühte mich laut und deutlich zu sprechen. So redete ich eine halbe Stunde, und je nach meinen Worten schüttelte der Alte traurig sein ehrwürdiges Haupt, oder ein Lächeln umspielte seinen Mund. Er wiederholte einmal die Worte des Galiläi, und oft stellte er an mich Fragen in dem fremden, seltsamen, mir unbegreiflichen Stil. Alles, was ich ihm erzählte, interessierte ihn außerordentlich. Seine ganze Seele

spiegelte sich in seinen Augen und in seinem Mund. Während seines einsamen Lebens mitten im Walde hatte er vielleicht tagelang daran gedacht, was jetzt von meinen Lippen floß. Seltamer Greis, seltsames Menschengeschlecht, das die Gedanken und die Gefühle in die entferntesten Erdwinkel hinüberträgt! Davon lebst du in den Wäldern, in den Wüsten und am Meer! Deinen Leib trägst du fort, aber deine Seele vermagst du nicht loszureißen und irrst wie verloren unter den fremden Menschen umher! Aber dieses Geschlecht stirbt langsam aus. Ich erzähle euch von einem der letzten.

Meine Erzählung erscheint erdacht, aber sie ist der Wirklichkeit entnommen. Putrament lebt in seinem Walde, in der Nähe von Mariposa.

Aus seiner Erzählung erfuhr ich folgendes: Er war Bienenzüchter, wie die meisten Ansiedler und hatte sein genügendes Auskommen. Die Bienen erwarben ihm den Lebensunterhalt. Als er alt wurde, nahm er sich einen kleinen Indianer zu Hilfe, der die Bienenkörbe bewachte. Er erzählte, daß er auch jetzt noch täglich zur Jagd gehe. Wild gab es in der Nähe von Mariposa in Mengen: Hirsche, Antilopen und eine unabsehbare Menge verschiedener Vögel.

Die Bären hatten sich sehr gelichtet. Sein „Canyon“ war das schönste Exemplar in der Umgegend. Vor seinem Hause befand sich ein prachtvoller Bach, der in vielen Kaskaden herabstürzte. Sonst gab es ringsumher nichts als Felsen und mit undurchdringlichem Wald bedeckte Berge. Stille und Frieden herrschten weithin . . .

Er forderte mich eindringlich auf, ihn zu besuchen, aber ich hätte meine Rückfahrt bis zum nächsten Freitag aufschieben

müssen und konnte deshalb seine Einladung leider nicht annehmen. Er sprach nach wie vor, wie ein Abraham oder Jakob . . . Die Worte: „fürwahr, hingegen, alsbald, darob,“ wiederholten sich in seinem Munde jeden Augenblick.

Zuweilen schien es mir, als ob ich einen Menschen aus der Zeit des Gornitzki oder Skarga[1]) vor mir hätte, der unter der Erde nach Mariposa gewandert und hier auferstanden war, oder der seit den Zeiten der alten Big-Trees noch lebte. Aber außer dieser alten Sprache war in seiner Rede auch noch eine seltsame Feierlichkeit, die auf dem fremdartigen Satzbau, der Menge Pleonasmen und den sonderlichen Bezeichnungen beruhte. Ich beschloß, endlich das Rätsel zu lösen.

„Sagen Sie mir, werter Herr, woher Sie diese Sprache kennen? Es ist nicht die moderne Sprache, sondern eine alte, die in Polen nicht mehr gesprochen wird.“

Er lächelte.

„Ich habe ein einziges Buch zu Hause, es ist die „Bibel des Onkels“, die ich täglich lese, um meine Muttersprache nicht zu vergessen und in der Sprache meiner Väter nicht stumm zu sein.

Jetzt begriff ich. Jahrzehnte hatte er in dem abgeschiedenen Mariposa keinen einzigen Polen gesehen und mit niemand polnisch gesprochen. Er las also die Bibel, und so durfte es kein Wunder sein, daß nicht nur seine Worte, sondern auch seine Gedanken sich dem Zuschnitt der Bibel angepaßt hatten. Anders konnte er nicht mehr polnisch

---

[1]) Prediger des XVI. Jahrhunderts, die durch ihre schönen Predigten berühmt sind.

sprechen, er schöpfte seine Kenntnisse aus dem Buch, denn er wollte um nichts in der Welt seine Sprache vergessen. Deshalb pflegte er jeden Morgen laut aus der Bibel zu lesen. Sonst hörte er nichts, was ihn an seine Heimat gemahnte, keine Nachricht drang zu ihm, — nur das Rauschen des kalifornischen Waldes erinnerte ihn an den heimatlichen litauischen Wald.

Als er Abschied nahm, sagte ich:

„In einem Monat kehre ich in die Heimat zurück. Haben Sie vielleicht Verwandte? Einen Bruder, einen Kameraden, irgend jemand, für den Sie eine Botschaft hätten?"

Er besann sich, als suchte er im Gedächtnis irgendwelche entfernte Verwandte, dann schüttelte er den Kopf und flüsterte:

„Niemand . . . niemand . . . niemand."

Und dennoch las dieser Greis seine Bibel und wollte nicht vergessen.

Wir nahmen Abschied.

„Möge der Herr dich geleiten!" gab er mir auf den Weg mit.

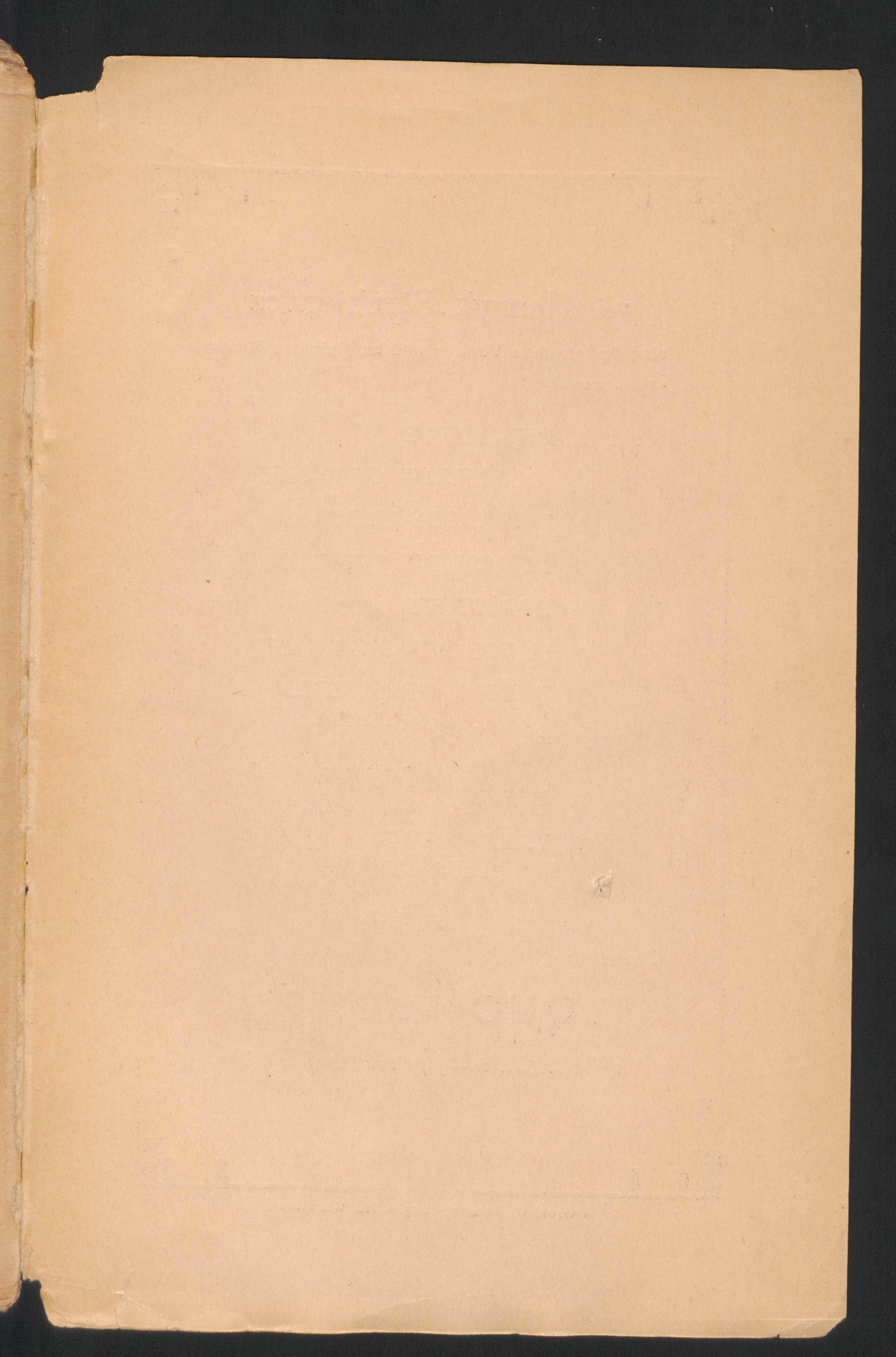
Er kehrte sofort in seinen Wald zurück, und ich reiste zwei Tage später nach Big-Trees. Als ich in den Wagen stieg, schüttelte Billing meine Hand, als ob er sie sich zur Erinnerung herausreißen wollte und wiederholte:

„Das war ein großer Mann, mein Herr, dieser Mieroslawski . . . Good bye, good bye, ein sehr großer Mann!"

Eine Viertelstunde später umgaben mich die Wälder von Mariposa.

Am nächsten Morgen dachte ich: „In diesem Augenblick liest der alte Putrament in Canyon laut aus seiner Bibel . . ."

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.



Von **Henryk Sienkiewicz**

sind im gleichen Verlage und zu gleichem Preise erschienen

Bd. 1. DIE DRITTE
„ 2. AM HELLEN GESTADE
„ 3. UMS LIEBE BROT
„ 4. DURCH DIE STEPPEN
„ 5. DER STIERKAMPF
„ 6. JANKO DER MUSIKANT
„ 7. BARTEK DER SIEGER
„ 8. EINE KOMÖDIE DER IRRUNGEN
„ 9. HANIA
„ 10. TATARISCHE GEFANGENSCHAFT

Ferner

## QUO VADIS?

geheftet M. 2.—, gebunden M. 2.50

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

# Die Dritte

von

## Henryk Sienkiewicz

Deutsch von Stefania Goldenring

